

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **155 (1987)**

Heft 25

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

25/1987 155. Jahr 18. Juni

Was gehen die Asylbewerber die Pfarreien an? Es antwortet der Leiter der Flüchtlingshilfe der Caritas Schweiz

Josef Lischer 425

«Mitmenschen an Ort» begleiten Flüchtlinge Ehrenamtliche Asylan-tenarbeit am Beispiel des Kantons Solothurn beschreibt

Folco Galli 426

«Die Zukunft der Kirche in China»

Ein Bericht von

Rolf Weibel 427

Ethische Erwägungen nach dem AIDS-Schock

Differenzierte Reflexion eines komplexen Phänomens! Ein Beitrag von Alberto Bondolfi 428

Was sollen wir tun?

Rückfragen, zu denen die Auseinandersetzung mit AIDS Anlass gibt und die letztlich die ganze Lebenseinstellung betreffen, erörtert

Hans Halter 430

Das Dekret über das Apostolat der Laien Ein Text von

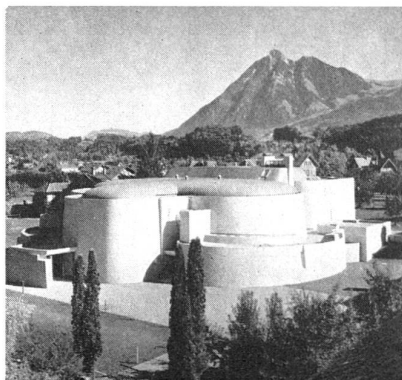
Léon Kardinal Suenens 433

Hinweise 436

Amtlicher Teil 436

Neue Schweizer Kirchen

Kollegiums- und Klosterkirche St. Martin, Sarnen (OW)



Was gehen die Asylbewerber die Pfarreien an?

Wo stehen wir zwei Monate nach der Abstimmung? Die Mehrheit der Stimmenden wollte ein strengeres Gesetz, wollte, dass Missbräuche verhindert, dass das Verfahren beschleunigt und die abgewiesenen Bewerber schnell weggewiesen werden, damit die humanitäre Schweiz «denen helfen kann, die es wirklich nötig haben». Über eine halbe Million der Stimmenden hatte Bedenken, ob das Problem so leicht zu lösen und auf ein paar gesetzliche Massnahmen zu reduzieren sei.

Viele von diesen fast 600000 Nein-Stimmenden gehören den drei Landeskirchen an, die sich gemeinsam gegen die Revision aussprachen. Diese Menschen haben während der Abstimmungskampagne viel gelernt. Es kam zu Begegnungen mit den Fremden. Pfarreien und Gruppen, die sich schon für die Unterbringung von Asylbewerbern engagiert hatten, überzeugten und ermunterten viele andere dazu. Was vor drei Jahren noch fast selbstverständlich und natürlich als Sache der Behörden und Hilfswerke angesehen wurde, wird immer deutlicher zu einer Sache der Bevölkerung.

Überall dort, wo sich die Behörden besonders bremsend und abweisend verhielten, sind private und kirchliche Gruppen und Vereine entstanden, die mit viel Phantasie und praktischem Verstand nach Möglichkeiten suchen, wo Asylbewerber untergebracht, beschäftigt, menschlich aufgenommen und begleitet werden können. Bis vor kurzem haben Gemeindebehörden sich einer Plazierung widersetzt mit der Begründung, ihre Bevölkerung sei geschlossen dagegen. Seit dem Aufbruch im letzten Jahr aber gilt dieser Vorwand nicht mehr, und viele Beispiele aus der ganzen Schweiz zeigen, dass auch Gemeindebehörden sich von ihren eigenen Bürgern überzeugen und zu einer guten Zusammenarbeit gewinnen lassen. Besonders erfreulich sind auch die Beispiele aus paritätischen Gemeinden, wo sich evangelische und katholische Pfarreien zur Aufnahme und Begleitung einer Gruppe von Asylbewerbern zusammenschlossen. Was Hilfswerke nur in langwierigen Verhandlungen mit den Arbeitsämtern und der Fremdenpolizei bewerkstelligen, scheinen gut integrierte und einflussreiche Bürgerinnen und Bürger oft auf kürzerem Wege zu erreichen. Wenn aber Hilfswerk und Freiwillige zusammenspannen, geht manches noch besser. Man beachte: Es geht bei diesen Aktionen *nicht gegen* jemand, sondern *für* etwas. Es geht darum, dass unsere Gesellschaft sich nicht sinnlos verkrampft gegenüber den Asylbewerbern.

Trotz verschärftem Gesetz werden auch 1987 gegen 10000 Menschen versuchen, ein Gesuch einzureichen. (Zum Vergleich: Die Türkei, selber ein armes und gebeuteltes Land, «beherbergt» gegenwärtig über eine Million iranischer Flüchtlinge.) Es geht also darum, dass wir unsere Asylbewerber trotz allem mit Anstand unterbringen; wenn wir es nicht fertigbringen, diese ungebetenen Gäste – und Gäste sind sie so oder so – menschlich zu behandeln, dann leiden wir selber Schaden. Die Anzeichen solchen Schadens in unserer Bevölkerung sind unübersehbar.

Nach dem Inkrafttreten des revidierten Gesetzes werden die Asylbewerber vor allem in den Kantonen befragt werden. Die Hilfswerke delegieren Vertreter zu diesen Befragungen. Diese Hilfswerkvertreter suchen wir in den Kantonen selbst unter jenen Leuten, die überzeugt sind, dass auch ein Asylbewerber Anrecht auf ein korrektes und faires Verfahren hat, und die die nötigen fachlichen Voraussetzungen haben. Ein Bewerber kann sich auch durch eine andere Person verbeiständen lassen, eine Chance für engagierte Menschen, sich für das Recht eines Schwächeren einzusetzen oder auch schlicht dafür Verantwortung zu übernehmen, dass die Gesetze, auch zu unserem Wohl, korrekt angewendet werden.

Darum rufen wir zwei Monate nach der Abstimmung dazu auf: Bund und Kantone bemühen sich, ihre Aufgabe auf gesetzlicher Grundlage zu lösen. Sie können das nur, wenn die Bevölkerung mithilft. Wenn es darum geht, diese fremden Menschen da unterzubringen, wo Platz, Arbeit und menschlicher Lebensraum vorhanden ist, sind Offenheit, Phantasie und ein praktischer Bürgersinn gefragt. Wenn es darum geht, ein speditives und korrektes Verfahren durchzuziehen, sind Menschen mit Sinn für Gerechtigkeit und Zivilcourage vonnöten. Es geht uns alle an, besonders uns, die wir uns für eine menschliche Asylpolitik und -praxis ausgesprochen haben. Diese lässt sich nicht einfach an die Hilfswerke delegieren. Caritas, als das Hilfswerk der Schweizer Katholiken, hilft Ihnen, den Verantwortlichen in den Pfarreien und Kirchgemeinden, besonders gerne beim Suchen und Finden eines Weges in Ihrem Verantwortungsbereich. *Josef Lischer*

Kirche Schweiz

«Mitmenschen an Ort» begleiten Flüchtlinge

Neue, aber stark ihren Prinzipien entsprechende Wege geht die Caritas bei der Betreuung von Flüchtlingen im Kanton Solothurn: Nach einem mehrmonatigen Aufenthalt in einem Zentrum werden die Asylbewerber in den Gemeinden von ökumenischen Freiwilligengruppen begleitet. Die grösste Schwierigkeit bereitet die Arbeitsbeschaffung, wie an einem Pressegespräch deutlich wurde, das die Caritas im Hinblick auf den Flüchtlingssonntag durchgeführt hat.

Seit 1983 führt die Caritas Schweiz auf Bitte des Kantons Solothurn in Selzach in einem ehemaligen Waisenheim ein Zentrum, das 40 Asylbewerber – zurzeit hauptsächlich Tamlin und Kurden – Unterkunft bietet. Da die Asylanten während der ersten Monate keine Arbeit haben, werden sie im Haus beschäftigt, wie die Leiterin Doris Fink unterstrich und wie die Journalisten bei der Besichtigung des Hauses feststellen konnten. Während je eine Gruppe mit Hausarbeiten und Kochen beschäftigt ist, sitzt die dritte in der Schule beim Deutschunterricht, und die vierte verrichtet in der Werkstatt kleinere Schreinerarbeiten. Die sieben Mitarbeiter des Zentrums, die ausser der Leite-

rin alle eine Teilzeitstelle haben, sind verantwortlich für Schule, Kleiderausgabe und soziale Betreuung, für Küche und Einkäufe, für Arbeits- und Wohnungssuche sowie für die Werkstatt und den Unterhalt des Hauses.

Insgesamt führt die Caritas Schweiz neun Zentren in den Kantonen Bern (Langnau, Bremgarten), Luzern (Büren, Emmenbrücke, Schöneck), St. Gallen (Oberbüren) und Solothurn (Selzach/Bettlach, Olten, Balmberg). Die Unterbringung der Asylbewerber werde vom Bund über die Kantone finanziert, während die Caritas für die Leitung, Animation und Information aufkomme, wie Viktor Kambli, Leiter des Bereichs Asylbewerber, erläuterte. Obwohl diese Zentren alle an der Caritas Schweiz angehängt seien und den gleichen Auftrag hätten, arbeiteten sie dezentral. Infolge der unterschiedlichen Fürsorgegesetze, so Kambli, liessen sich Lösungen nicht von einem auf den anderen Kanton übertragen.

Eigenverantwortung wahren

Die Mitarbeiter der Caritas strebten die Selbständigkeit der Asylbewerber an und seien darauf bedacht, dass die Betreuung nicht zum Verlust ihrer Verantwortung – die sie beim Entscheid zur Flucht übernommen hätten – führe. Die Caritas setze sich auch bei den Behörden, mit denen sie konstruktiv zusammenarbeiten versuche, dafür ein, dass die Asylbewerber nicht entmündigt und zu Fürsorgefällen würden. Diese Gefahr zu

umgehen, sei besonders in Kantonen wie Solothurn und Luzern mit einer liberalen Praxis der Arbeitsbewilligung möglich, hob Kambli hervor. Hingegen seien im Kanton Bern mit seiner restriktiven Praxis viele arbeitslose Asylanten gezwungen, jahrelang in den Zentren zu bleiben, die eigentlich als Durchgangsstation für einige Monate gedacht wären. Dies führe zu Überbetreuung, Zentrumskoller und schliesslich zu psychosozialen Schwierigkeiten wie Alkoholismus.

Ungelöst ist die Frage der geistlichen Betreuung der überwiegenden Mehrheit der nichtchristlichen Asylbewerber, wie die Verantwortlichen am Pressegespräch gestanden. Gerade den Hindus und Muslimen könne man sehr wenig anbieten. Oft werde man sich der Notwendigkeit einer kulturgerechten Betreuung erst bewusst, wenn die Flüchtlinge psychisch erkrankten.

Nicht nur für Flüchtlinge da

Josef Lischer, Leiter der Flüchtlingshilfe, hielt grundsätzlich fest, dass die Caritas auch im Ausland Flüchtlingshilfe leiste und in der Schweiz Fremde sowie entfremdete Schweizer in die Gesellschaft integrieren wolle. Das Hilfswerk verstehe sich als Anwalt des Asylsuchenden, der sich in einer schwächeren Position befinde und vor allem im rechtlichen Bereich unterstützt werden müsse. So nehme ein Hilfswerksvertreter die Interessen des Asylbewerbers bei der Befragung durch den Bund wahr. Die Kantonalisierung der Befragung bedeute für die Caritas, dass sie nun auch Vertreter für die kantonalen Befragungen rekrutieren, ausbilden und begleiten werde, kündigte Lischer an. Die Caritas nehme eine Wächterfunktion wahr und interveniere bei Rechtsverstössen bei den Behörden, deren Partner und Widerpart sie sei.

Durch die Öffentlichkeitsarbeit versuche die Caritas möglichst viele Schweizer zu motivieren, den Fremden «direkt und situationsgerecht zu helfen, denn die öffentliche Fürsorge und Hilfswerke sind eigentlich nur als Hilfe im Notfall zu betrachten». Diese Leute bräuchten eine normale Begleitung durch Nachbarn und Arbeitskollegen, so Lischer, bis sie wie andere Ausländergruppen ihre eigene Infrastruktur in unserer Gesellschaft geschaffen hätten. Die Caritas fördere zudem das gegenseitige Kennenlernen von Schweizern und Asylanten und lädt daher Pfarreigruppen zum Besuch ihrer Zentren ein, denn bei direkten Begegnungen lassen sich Ängste und Vorurteile am besten überwinden.

Rückenstärkung durch die Kirchen

Während der Caritas Schweiz die Führung der Zentren anvertraut ist, werden die Asylbewerber nach ihrem Zentrumsaufent-

halt in den Gemeinden von den regionalen Caritas-Stellen begleitet. Dies sollte jedoch nicht durch Profis, sondern entsprechend den Prinzipien der Caritas durch «Mitmenschen an Ort» geschehen. Deshalb baute die Solothurner Caritas – mit Unterstützung der drei Landeskirchen, wie Stellenleiter Josef Amstutz lobend erwähnte – innert kurzer Zeit in den betroffenen Gemeinden 23 ökumenische Betreuergruppen auf.

Gerade die gemeinsame Unterstützung der Kirchen war von grosser Bedeutung, denn die politischen Gemeinden taten sich schwer, Asylbewerber in kleinen Gruppen bei sich aufzunehmen, führte Josef Amstutz weiter aus. Ihre Einwände (mangelnde freie Wohnungen, Überforderung der lokalen Fürsorgekommissionen) entkräfteten die Freiwilligengruppen, indem sie nicht nur die eigentliche Betreuungsaufgabe übernahmen, sondern oft auch selber freie Wohnungen fanden. Diese Gruppen werden von der Solothurner Caritas beraten, arbeiteten im übrigen aber möglichst selbständig.

Die Arbeitsbeschaffung ist für die Betreuergruppen die schwierigste Aufgabe, wie zwei Freiwillige den Journalisten erklärten. Nur wenige der meist «sehr arbeitswilligen und fleissigen» Asylbewerber fänden sich mit ihren Stellen nicht zurecht, doch in den vier offenen Branchen (Landwirtschaft, Gastgewerbe, Spitäler/Altersheime und Schlachthöfe) gebe es zu wenig offene Stellen. Weiter stellt sich den Freiwilligen die Frage, wieweit sie angesichts der fast ausschliesslich abschlägig beantworteten Asylgesuche persönliche Bindungen – eine Frau sprach gar von Eltern-Kind-Verhältnis – eingehen dürfen. Im Hinblick auf die unvermeidliche Trennung müsse als Selbstschutz eine gewisse Distanz zu den Asylbewerbern gewahrt werden.

Folco Galli

Weltkirche

«Die Zukunft der Kirche in China»

Im Rahmen seines diesjährigen Europa-besuches kam der Weihbischof von Shanghai, Aloysius Jin Luxian auf Einladung des Instituts für Missiologie und Religionswissenschaft der Universität Freiburg in der ersten Juniwoche auch in die Schweiz. Mit ihm besuchte zum ersten Mal ein katholischer Bischof aus der Volksrepublik China die Schweiz. Er selber kam allerdings nicht zum ersten Mal, wie er in seinem Vortrag im Ro-

merohaus in Luzern hervorhob. In der an den Vortrag anschliessenden Fragerunde sprach er zudem die Hoffnung aus, dass in Zukunft zwischen der Schweiz und China auch wieder zwischenkirchlicher Austausch möglich werde; dabei unterstützte er, was P. Josef Amstutz in der Begrüssung als wünschbares Ergebnis des Besuches von Weihbischof Jin und seiner Gespräche und Vorträge bezeichnete: dass über eingefrorene und eingefahrene Grenzen hinweg wieder *koinonia* werde.

Nach einem äusserst kritischen Rückblick auf die Kirchengeschichte Chinas brachte Weihbischof Jin Beispiele aus dem Bistum Shanghai bei, die auf ein äusseres und inneres Wachstum der Kirche in China hinweisen. «Seitdem die katholische Kirche Chinas selbständig geworden ist und jetzt von Priestern und Laien aus China selbst verwaltet wird, sind die Schwierigkeiten, welche die Kolonialkirchen gebracht haben, überwunden.» Der Widerstand der katholischen Kirche gegen den Kommunismus habe zur Tragödie vom 8. September 1955, die für die Kirche «eine grosse Katastrophe» war, geführt. Er selber habe im Gefängnis erkannt, dass er Vorschriften von kirchlichen Autoritäten befolgt habe, «die von der chinesischen Situation nichts verstanden und auch andere in die falsche Richtung führten». Inzwischen habe sich auch die kirchenamtliche Einschätzung des Kommunismus geändert, indem die kommunistische Ideologie vom kommunistischen Wirtschaftsmodell unterschieden werde (Johannes' XXIII. Enzyklika *Pacem in terris*). Diese veränderte Wirklichkeit ernst nehmen bedeute:

«China ist ein sozialistisches Land. Das chinesische Volk hat den Sozialismus gewählt. Sie mussten ihn gegen die korrupte Herrschaft von Guomindang und gegen die Kolonialherrschaften durchsetzen. Das konnte nur auf antiimperialistischen und revolutionären Wegen gehen. Als Katholiken, die eine Minderheit von 0,3% darstellen, müssen wir an diesen Anstrengungen teilnehmen und die Freuden und Leiden des Volkes teilen. Als Hirte darf ich nicht fliehen und mich von Fremden als antikommunistischen Helden feiern lassen. Ich muss den katholischen Mitchristen meiner Diözese zur Verfügung stehen, und das in einem sozialistischen System, welches ich schätze. Dieses System hat nämlich ein Problem gelöst, das vorher ungelöst war: Die Hungersnöte sind verschwunden. Eine Milliarde Menschen lebt ein besseres Leben. Die nationale Selbstachtung ist wieder gegeben. Die Völker der Welt respektieren uns. Die Kirche Chinas ist durch chinesische Katholiken geleitet. Sie arbeitet mit dem Staat zusammen, behauptet ihre Autonomie und

trägt der gegenwärtigen Situation Chinas Rechnung.»

In dieser so veränderten Wirklichkeit erkennt Weihbischof Jin auch Zeichen der Erneuerung der Kirche, die – abgesehen vom Umstand, dass er während dreissig Jahren keine Kontakte mit der Aussenwelt hatte – für ihn schon deswegen immer wieder jung ist, «weil sie sich immer wieder erneuert und ihr *aggiornamento* sucht»: Zunächst die Bedeutung der *Inkulturation*; so war für ihn eine Überraschung, dass das Latein aufgegeben wurde. Dann das Gewicht, welches dem *Pluralismus* beigemessen wurde; Weihbischof Jin erinnerte an die frühere Kontrolle, die das Leben erdrosselt habe (wie das Zentralanliegen der römischen Zivilisation die «Macht» war, die Autorität des Rechtes, und nicht die «Liebe»). Und schliesslich, dass viele Theologen den Geist der Gemeinschaft, der *koinonia* wiedergefunden haben; nur «müssen wir dabei aber leider feststellen, dass es leichter ist, auf eine tote Sprache zu verzichten als auf die Machtansprüche. Deshalb auch die Ängste der Autorität vor dem Wandel.»

Um aber einen wirklichen Pluralismus zu erreichen, müsse zuerst die Inkulturation vorgebracht werden. Pluralismus bedeute, sich mit keinem politischen System einer Gesellschaft zu identifizieren. Nachdem sich die Kirche der bürgerlichen Revolution und dann dem sozialistischen System widersetzt und viel Unglück verursacht habe, sei der Pluralismus ein Versuch, «das Evangelium unter den Bedingungen verschiedener Sozialsysteme zu leben. Die grundsätzliche Haltung der Kirche sollte deshalb sein, die Versuche von Katholiken, die zum Beispiel unter den Bedingungen eines sozialistischen Systems wie in China leben, zu analysieren, ihre Erfolge und Misserfolge zu sehen und sie in ihrer schweren Situation zu unterstützen. Machtdemonstrationen helfen hier nichts.»

Weihbischof Jin erwartet allerdings, dass diese grundsätzliche Haltung nicht nur bejaht, sondern gelebt wird, und so erinnerte er an das chinesische Sprichwort von der «proklamierten Liebe von Meister Ye für die Drachen»: «... und wenn er vor einem lebendigen Drachen ist, ist er ausser sich vor Angst. So gibt es Menschen, die ständig vom Pluralismus und von Inkulturation sprechen, wenn man sie aber in die Praxis umsetzt, leisten sie Widerstand und wollen mit allen Mitteln zum Uniformismus zurückkehren.»

Seine Arbeit betrachtet Weihbischof Jin als Teilnahme am Wiederaufbau der Kirche, und sein Hauptanliegen ist die Ausbildung von Priestern. Ende 1986 gab es in China sieben Regionalseminarien und vier Vorbereitungsseminarien mit mehr als sechshundert

Studenten für 3,3 Millionen Katholiken. Ein grosser Mangel besteht an Professoren und Büchern, weil während der Kulturrevolution «fast alle katholischen Bücher verloren» gingen. Und mit der Förderung der Ein-Kind-Familie sieht Weihbischof Jin einen Mangel an Priesteramtskandidaten kommen, kamen doch bisher die Kandidaten vorwiegend aus kinderreichen Familien. Deshalb träumt der 70jährige Weihbischof davon, in seinem Leben noch 200 Priester weihen und 200 Bücher herausgeben zu können.

Auf die Schwierigkeiten zwischen der Chinesischen Bischofskonferenz und der Römischen Kurie angesprochen, erklärte Weihbischof Jin, zum einen gebe es nur *eine* Kirche und zum andern halte er die offenen Fragen nicht für «unüberwindliche Probleme».

Dass diese Probleme aber äusserst heikel sind, wurde nicht direkt ausgesprochen,

sondern kam in der an den Vortrag anschliessenden Fragerunde zum Ausdruck, in der Zurückhaltung nicht nur der Fragen, sondern auch der Antworten. Zuversichtlich stimmen mag, dass in Richtung zwischenkirchlicher Austausch etwas in Gang zu kommen scheint: Der sozialmedizinische Dienst des Bistums Shanghai erhält von Miserieor eine Ambulanz, dem von Weihbischof Jin geleiteten Priesterseminar stehen an der Päpstlichen Universität Gregoriana vier Stipendienplätze zur Verfügung... Und deshalb ceterum censeo: «Uns allen aber, die sich mit China beschäftigen und denen die Anliegen der Christen dort am Herzen liegen, bleibt es ein grosses Anliegen, für die Sorgen dieser Menschen offen zu sein und Verständnis für ihre heikle Situation zu haben.»¹

Rolf Weibel

¹ SKZ 155 (1987) Nr. 22, S. 366.

impertinent abgetan, sondern kritisch und differenziert beantwortet werden.

Man soll sich zuerst hüten, das Verhältnis zwischen Theologie, Ethik und Medizin «*imperialistisch*» zu bestimmen. Wir können hier zwei Typen von Denkimperialismus, und beide sind in der Geschichte vorgekommen, beobachten.

Die erste Gestalt ist die Herrschaft der Theologie über die Medizin. In dieser *vorwissenschaftlichen Perspektive ist Medizin keine eigenständige Disziplin* und die Krankheit kein Phänomen der Natur, sondern beide sind Grössen, welche man adäquat nur theologisch und ethisch fassen kann. Gegen eine solche ideologische Art, das Verhältnis zwischen Krankheit und Schuld zu sehen, kann die Theologie selbst positive Elemente aus der eigenen Tradition schöpfen und ins Feld führen. Vor allem die Botschaft Jesu selbst wehrt sich gegen eine Ideologie der Krankheit als direkter Ausdruck des strafenden Willen Gottes. Unter den vielen Begegnungen Jesu mit Kranken ist das Wunder des geborenen Blinden besonders aussagekräftig. «Und Jesus ging vorüber und sah einen, der blind geboren war. Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren wurde? Jesus antwortete: es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern, sondern es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm.»² Hier kann man klar nachvollziehen, wie, nach Jesu Wort, eine direkte Theologisierung der Frage nach dem Verhältnis zwischen Krankheit und Schuld selbst *theologisch illegitim* ist.

Das obgenannte Verhältnis zwischen Krankheit und Schuld kann aber auch unter einem anderen Denkimperialismus stehen. Letzterer besteht darin, die Dimension Schuld beim Krankheitsverständnis und bei Krankheitswahrnehmung als impertinent zu deklarieren. Man ist hier der Überzeugung, dass die Denkmuster und Kategorien der Naturwissenschaften genügen, um einen adäquaten Begriff der Krankheit zu erarbeiten. Krankheit ist *nur* empirisch zu definieren und zu verstehen als Pathologie von organischen Funktionen, welche prinzipiell für alle Menschen gleich sind. Subjektive Zustände eines einzelnen kranken Menschen, zu denen man auch Schuldgefühle zählen kann, können eine Bedeutung und Relevanz für die konkrete klinische Beurteilung eines Patienten haben, weisen aber keine generalisierende Funktion auf.

¹ Vgl. die Erklärung des Büros der Bischofskonferenz, in: SKZ 155 (1987) 107-108, und die Erklärung des Vorstandes des SEK, in: Reformiertes Forum 1 (1987) 5.

² Joh 9,3.

Theologie

Ethische Erwägungen nach dem AIDS-Schock

Differenzierte Reflexion eines komplexen Phänomens!

Die mannigfaltigen Probleme, die mit der Verbreitung der AIDS-Krankheit verbunden sind, weisen auch ethische Dimensionen auf. Dies scheint eine Selbstverständlichkeit zu sein. Wenn man sich aber näher über diese Aspekte unterhält, stellt man doch grosse Differenzen in ihrer Auflistung und Gewichtung und in der Methodologie der Bewertung fest. In diesem Sinne kann auch eine Intervention wie diese ethisch nicht neutral sein. Der Verfasser wird versuchen, sich dieser grundsätzlichen Parteilichkeit nicht zu entziehen, aber die Argumente und die Methoden der Normenfindung so darzustellen, dass sie jeder Person zugänglich sein können.

1. AIDS und Sexualität

Das Phänomen AIDS wirft zuerst, wenn man die Emotionen zuerst zu Wort kommen lässt, *sexualethische Fragen* auf. Letztere wurden vor allem von den Medien diskutiert, und auch die Kirchen haben in ihren Stellungnahmen vorwiegend diese Dimension des Problems betont.¹ Diese Aufmerksamkeit für eine kritische Überprüfung unserer sexuellen Gewohnheiten ist verständlich und zum grossen Teil auch berechtigt.

Verständlich ist diese Aufmerksamkeit bzw. Neugierde, denn hier, bei der Sexualität, spielen Emotionen und tiefe Gesinnungen eine zu Recht zentrale Rolle.

Berechtigt ist sie, weil das Sexualleben als ein Sektor unserer Existenz auch einer bewussten ethischen Bewältigung bedarf.

Dies bedeutet aber nicht, dass die sexualethische Dimension des Problemkreises AIDS die wichtigste unter den ethischen Dimensionen sei. Andere Aspekte des Problems bedürfen *auch und vor allem* der ethischen Überlegung, und dies kann, nach gemachter Reflexion darüber, zu einer anderen Gewichtung der Aspekte führen.

2. AIDS ist eine Krankheit

Die moderne Medizin hat uns daran gewöhnt, in jeder Krankheit vor allem eine Reihe von, biologisch gesehen, pathologischen Phänomenen zu sehen. Dies ist sicherlich korrekt, und es darf hinter eine solche wissenschaftliche Sicht nicht mehr zurückgegangen werden. Krankheit ist aber auch noch etwas mehr. Hier soll die Frage nach einem möglichen Verhältnis zwischen *Krankheit und Schuld* nicht von vorneherein als

Vor diesen Alternativen scheint es mir wichtig, einen reflektierten Mittelweg einzuschlagen, in dem zugegeben wird, dass in jeder Krankheitsvorstellung und -wahrnehmung sowohl Elemente aus der Physizität als auch Elemente aus der Psyche und aus der ethischen Grundbefindlichkeit des Menschen am Werke sind.

3. Gesellschaft und Infektionskrankheiten

AIDS ist eine Infektionskrankheit. Im Falle von Gesamtinterpretationen von Infektionskrankheiten, welche vor allem durch Sexualkontakte übertragen werden, ist eine besondere Vorsicht geboten. Wie Susan Sontag zu Recht behauptet, «nichts ist strafender, als einer Krankheit eine Bedeutung zu verleihen, da diese Bedeutung unausweichlich eine moralistische ist»³.

Ich bin nicht sicher, dass wir Menschen prinzipiell so distanziert sein können und jede Krankheit mit einer totalen und kühlen Wertfreiheit betrachten können. Wertungen (seien sie positive oder negative) sind immer am Werke. Hier möchte ich nur einige *verborgene und verdrängte ethische Dimensionen* der Krankheit AIDS erwähnen und kurz kommentieren:

Bedrohliche Infektionskrankheiten, die direkt zum Tode führen, sind besonders geeignet, um *Trennungs-, Diskriminierungs- und Bannungsmechanismen* der Gesellschaft zu verstärken und zu legitimieren. Niemand möchte mit solchen Kranken oder mit besonders Gefährdeten (wie in unserem Fall die sogenannten «Testpositiven») zu tun haben. Diese Einstellung ist ethisch *nur* in den Fällen zu verstehen und partiell zu rechtfertigen, in denen eine *direkte Infektionsgefahr* vorhanden ist. Wir wissen, dass bei AIDS diese direkte Gefahr *nur* beim ungeschützten Sexualverkehr oder mit der Benutzung einer gemeinsamen unsterilisierten Spritze gegeben ist. Infolgedessen sind alle anderen Klassifikations- und Trennungsmechanismen und Massnahmen im Zusammenhang mit AIDS-Kranken und/oder «Testpositiven», ethisch gesehen, unge-rechtfertigt.

Mögliche Beispiele von solchen unge-rechtfertigten Diskriminierungen liegen schon auf der Hand: am Arbeitsplatz, bei der ausländischen Bevölkerung, bei Asylanten, bei Insassen und Insassinnen von Strafanstalten. Hier scheint es mir wichtig, dass man auch der Unterscheidung zwischen der *primären* und der *sekundären* Devianz Rechnung trägt. Erstere meint eine Beurteilung von bestimmten gesellschaftlichen Gruppierungen als bedrohlich für das Zusammenleben, und letztere ist die Tatsache, dass Primärdevianten sich nicht anders verhalten können, als sie eben von der Gesell-

schaft definiert werden. Es soll alles versucht werden, dass potentiell Kranke sich weiterhin als normale Menschen verstehen können, und nicht a priori als Aussenseiter. Nur eine starke Ich-Identität kann Verantwortungsgefühle gegenüber Dritten wahrnehmen und nachvollziehen.

Eine mögliche aber unnötige Diskriminierung von AIDS-Kranken könnte von besten Absichten ausgehen. Hier möchte man, zum Schutz und zum Solidaritätsaufbau mit und unter den Kranken, *AIDS-Zentren* aufbauen, um den Abgang von AIDS-Kranken besser zu begleiten. Dabei geschieht eine räumliche und gesellschaftliche Absonderung, welche mir medizinisch nicht unbedingt indiziert erscheint und gesellschaftlich die Verbannungsmechanismen nicht aufhebt. Ich gebe aber zu, dass das Problem der Begleitung besonders schwierig ist, und dass das paramedizinische Personal sowohl psychologisch wie ethisch ausgebildet und motiviert werden muss.

Wenn einerseits die AIDS-Kranken und Testpositiven ein Recht auf Nichtdiskriminierung haben, hat andererseits der Staat das Recht und die Pflicht zu einer angemessenen Informationsbeschaffung über den Stand der Infektion sowie das Recht und die Pflicht, nicht nur den «Gesunden» gegenüber, zu einer *umfassenden Präventionspolitik*.⁴ Letztere muss ständig von, ethisch gesehen, optimal gemachten *Güterabwägungen* zwischen Interesse an Information und Recht auf Diskretion ausgehen. Die staatlichen Organe müssen mit anderen Worten ständig *die möglichen Folgen* der anvisierten Massnahmen vorsehen und sie auch technisch und ethisch gewichten. Deswegen wird die Kampagne auch von qualitativer Wirkungsforschung begleitet und beurteilt.

Da dieses Präventionsrecht und die -pflicht nicht unbeschränkt sind, müssen die Behörden auch andere Rechte berücksichtigen. So ist, angesichts der tatsächlichen Bereitschaft der Bevölkerung zu Diskriminierungen, das *Recht auf Diskretion und Anonymität* bei den Tests (ethisch gesehen) ein wohlbegründetes und berechtigtes Recht. Das Arztgeheimnis soll also hier keine Ausnahme erfahren und das Recht auf Wissen durch den Staat soll so gestaltet werden, dass Rechte von Dritten dadurch nicht verletzt werden. Das nötige Wissen kann unter Wahrung der Anonymität beschafft werden.

Alle diese Massnahmen werden aber sicherlich weder die kollektive Angst abbauen, noch jegliche Diskriminierung aufheben. Es gehört zur ethischen Reflexion auch die Einsicht, dass *Helfen und Strafen* bzw. *Prävention und Kontrolle* immer in einer gefährlichen und zweideutigen Nähe

bleiben. Diese Verstrickung gehört zu den Grundambivalenzen des Lebens und kann partiell durch Bewusstseinsbildung vermindert, aber nicht restlos überwunden werden.

4. Gesinnungen und ethische Erziehung

Das Bedürfnis nach *Sündenböcken* meldet sich beim Diskutieren und Reagieren auf die Herausforderung des AIDS besonders stark. Dieses Bedürfnis und die dazu gehörigen Ängste können durch *bewusst wahrgenommene Verantwortung* für die eigenen Handlungen sowohl psychologisch als auch ethisch bewältigt und überwunden werden. Indem die Kampagne ständig die Aufmerksamkeit des Publikums auf *die Folgen* des eigenen Sexual- und Suchtverhaltens lenkt, will sie bei allen die verinnerlichte *Verantwortungsethik* ansprechen und wecken. Dabei geht sie von den *tatsächlich gelebten Sitten* der *gefährdeten* Bevölkerung aus. Letztere pflegt sexuelle Gewohnheiten und ein Suchtverhalten, welche ethisch nicht immer zu bejahen sind, da sie manchmal bei diesem Verhalten Personen als Objekte wahrnimmt. Diese Degenerierung der sexuellen Kommunikation auf Konsum und Sucht als Scheinlösung der Lebenskonflikte ist aber nicht alleiniges Merkmal von leicht abgestempelten Gruppen (wie etwa Homosexuelle, Bisexuelle, Prostituierte, Freier usw.), sondern ist, auch wenn in verschiedene Intensität, ein trauriges Privileg von uns allen.

Derjenige, der hier ohne Schuld ist, soll den ersten Stein werfen. In diesem Sinne ist AIDS auch für unsere sexuelle Existenz eine Art *«traurige Chance»*.

Der Staat soll sich in seiner Präventions-tätigkeit zuerst ethisch am medizinischen Erfolg der eigenen Massnahmen orientieren. Nur so wird echte Prävention geübt und nicht Gesinnungsethik dogmatisch verbreitet. Die vom Bundesamt für Gesundheitswesen verbreiteten Materialien sollten nicht als Aufforderung zum sexuellen Konsum verstanden werden. Diejenige, welche sich dadurch bedroht oder aufgefordert fühlen, sollten die Erklärung für eine solche Reaktion bei sich selbst suchen und finden. Für die eigene Überprüfung schlage ich folgende Teilerklärungen vor:

- Bewertung der eigenen Selbstgerechtigkeit.

³ Vgl. S. Sontag, *Krankheit als Metapher*, München-Wien (Hanser Verlag) 1978, hier S. 62-63.

⁴ Dazu vgl. auch die ethischen Überlegungen von D. Mieth, *AIDS. Die ethische Exponiertheit der Probleme*, in: *AIDS, erworbenes Immundefizienzsyndrom*, Tübingen (Deutsches Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen) 1987, 125-132.

- Verarbeitung von vergangenen negativen sexuellen Erfahrungen.
- Bewältigung von damit verbundenen Schuldgefühlen.
- Ausdruck von Neidvorstellungen und/oder Aggressivität einer Generation gegenüber, welche etwas zu genießen scheint, was man selbst nicht genießen durfte.
- Versteckte oder offensichtliche Absicht, durch Sexualpolitik Macht ausüben zu können/dürfen.

Auch hier kann die zum Teil unreflektierte Kampagne auch als eine Chance angesehen werden in dem Sinne, dass dadurch eine Art ethischer Selbsttest ausgeübt werden kann.

Ohne reflektierte und begründete Gesinnungen beim Einzelnen kommt man aber auch nicht weiter. Über diese Gesinnungen nachdenken zu lernen ist primäre Aufgabe der Familien, der Schule, der Kirchen und erst dann der staatlichen Behörden.

Eine *Sensibilisierungsarbeit in Sachen AIDS* soll gleichzeitig verschiedenen ethischen Zielen dienen. Man wird der Komplexität des Phänomens nicht durch Schlag-

Was sollen wir tun?

Nimmt man AIDS¹ nicht bloss als medizinische Realität zur Kenntnis, sondern wie diese neue Krankheit auf die Menschen unserer Gesellschaft wirkt, so entsteht ein fast gespenstisches Bild von einer *unheimlichen Seuche mit mehreren Gesichtern*. Das liegt nicht bloss an der Unaufgeklärtheit vieler Zeitgenossen. AIDS ist auch für Fachleute noch mit vielen *Ungewissheiten* verbunden². Für das Volksempfinden ist AIDS mehr als eine neue, ansteckende *Epidemie mit tödlichem Ausgang*. Weil man genau ansehen eigentlich nicht an AIDS stirbt, sondern an irgendeiner nach dem Zusammenbruch des Immun-Abwehrsystems möglichen beliebigen Infektion, weil es also nicht ein ganz bestimmtes, klar erkennbares Krankheitsbild und einen entsprechenden Krankheitsablauf gibt, erscheint AIDS wie ein unberechenbares Ungeheuer mit immer wieder anderen Köpfen.

Der neuen *Geschlechtskrankheit* ist ein geradezu magisches Interesse seitens der Öffentlichkeit sicher: AIDS ist gewissermassen «sexy». Für unzählige Zeitgenossen ist AIDS zugleich eine sozusagen *unmoralische Krankheit*, wofür Qualifizierungen wie «Lustseuche», «Schwulenpest», «Rache der Natur», «Lohn der Sünde» usw. sprechen. *Angst* vor der lebensgefährlichen Infektion mit dem Immunsystem-Killer-Virus verbindet sich mit *Neugier* und unterschwellig sogar mit einer gewissen *Abscheu* vor der

worte, sondern durch differenzierte Reflexion gerecht. Ein Unterricht in dieser Sache sollte hier unter anderem folgende Fähigkeiten wecken und entwickeln:

- Lernen, Rechte und Pflichten von verschiedenen Individuen, Gruppen und Institutionen zu unterscheiden und doch im Zusammenhang zu sehen. Hier soll vor allem nicht an ein undifferenziertes «wir» appelliert werden, sondern verschiedene Situationen sollten reflektiert und bewertet werden.

- Lernen, verschiedene ethische Dimensionen des Problems AIDS wahrzunehmen und zu gewichten.

- Lernen, die eigene ethische Betroffenheit zu verbalisieren.

- Lernen, Gründe für die eigene (sexualethische, medizinisch-ethische, sozialetische) Gesinnung zu nennen und sie einsichtig zu machen.

- Lernen, Einstellungen der Sympathie und der Solidarität mit AIDS-Kranken, -Gefährdeten und -Diskriminierten auszudrücken und eventuell durch Vermittlung von Hilfsgruppen und -werken zu praktizieren.

Alberto Bondolfi

Unreinheit oder Unmoral, deren zerstörerische Wirkung nun wieder einmal offenbar geworden ist. Das erklärt ein wenig die komplexe gesellschaftliche Reaktion auf das Phänomen AIDS und gewisse Reaktionen auf Reaktionen: die heftige, reflexartige Abwehr³ alles AIDS-Verdächtigen so gut wie dessen Anziehungskraft.

Die unmittelbare Verantwortung

Im Sinne eines ersten Feuerwehreinsetzunges angesichts eines sich rasch ausbreitenden Brandes hat die gerade auch von kirchlicher Seite hart kritisierte unzimmerliche Medien-Kampagne des Bundesamtes für Gesundheit im Frühjahr 1987 ihr Aufklärungsziel durchaus erreicht, was früheren, zurückhaltenderen Brandwarnungen leider nicht gelungen war. Davor gab's Unzählige, die den bedrohlichen Brand bislang kaum wahrgenommen hatten, und noch schlimmer: allzu viele hatten ihn bislang zum eigenen und fremden Unheil sogar ahnungslos geschürt! Nun sollte die ganze Bevölkerung wissen, dass nicht nur die sogenannten Risikogruppen (Homosexuelle, Bisexuelle, Fixer und Prostituierte), sondern ein beachtlicher Teil der sexuell aktiven Bevölkerung bedroht ist, besonders jene, die ihr Sexualleben nicht in streng monogamen Zweierbeziehungen pflügen, sei's dauernd oder sei's auch nur im Ausnahmefall.

Die in der Aktion mehr angedeutete als ausgesprochene *Verantwortung* muss nun allerdings stärker betont werden. Unsere erste Verantwortung besteht darin, *dass nicht noch mehr Menschen infiziert werden*. Weil es um nichts anderes als um die Verhinderung der raschen Weiterverbreitung einer fürchterlichen Krankheit geht – und nicht um Empfängnisverhütung! –, ist der «Kondom-Regel» im Sinne des geringeren Übels ethisch zuzustimmen, auch wenn man den «schnellen Sex» ausserhalb einer festen oder einer ehelichen Zeierbeziehung für moralisch falsch hält: «Wer's weiterhin nicht lassen kann, soll sich durch Kondom schützen!» Man muss hinzufügen: «... doch verschafft dies keine absolute Sicherheit.»

¹ Allgemeine Literatur zur AIDS-Problematik, worauf in den Anmerkungen nur abgekürzt mit dem Namen des Autors oder Herausgebers verwiesen wird: AIDS-Dokumentation, hrsg. vom Bundesamt für Gesundheitswesen, Stand: November 1986, 3001 Bern, Bollwerk 27; Rudolf Dunde, AIDS – Was eine Krankheit verändert. Sexualität und Moral, der Einzelne und die Gesellschaft, Frankfurt 1986; Saskia Falckenburg, z. B. AIDS. Lieben und gesund bleiben. Alles, was Sie über die neuen Intimkrankheiten wissen müssen!, Rastatt 1986; Matthias Frings (Hrsg.), Dimension einer Krankheit – AIDS, Reinbek 1986; Erwin J. Haerberle (Hrsg.), Safer Sex. Wie man das AIDS-Risiko reduziert. Das offizielle Handbuch, München 1987; Alexander Haimhausen, Safer Sex. Liebe und Zärtlichkeit ohne gesundheitliches Risiko, Düsseldorf 1986; Hans Halter (Hrsg.), Todesseuche AIDS. Spiegel-Buch, Rowohlt 1985 (Hinweis: Dieser Autor ist Journalist für medizinische Fragen beim Magazin «Der Spiegel» und mit dem gleichnamigen Autor des vorliegenden Artikels nicht identisch!); Stefan Hinz, AIDS. Die Lust an der Seuche, Reinbek 1984; Fritz Erik Hoevels, Tabuthema AIDS-Stop. Zwischen Monogamie-Propaganda und grünem Licht für Virus-Überträger, Freiburg 1986; Kurt Koch, «Geissel Gottes?», in: SKZ 153/45 (1985) 673–675; Klaus Pacharzina (Hrsg.), AIDS und unsere Angst, Reinbek 1986; Judith Remischovsky u. a., AIDS. Die unheimliche Krankheit, Freiburg 1984; Rolf Rosenbeck, AIDS kann schneller besiegt werden. Gesundheitspolitik am Beispiel einer Infektionskrankheit, Hamburg 1987; Eckart Schibber (Hrsg.), AIDS. Wirkungen – Nebenwirkungen, Berlin 1986; G. K. Steigleder (Hrsg.), AIDS. Neuere Erkenntnisse, Bericht 2/1986, Berlin 1986.

² Woher kommt das Virus? Wie wird es genau übertragen? Warum werden nur die einen angesteckt? Was führt bei Infizierten zum Ausbruch der Krankheit? Sind hier vielleicht sogenannte Ko-Faktoren entscheidender als das AIDS-Virus selbst? Wieviele der HIV-Positiven werden an AIDS tatsächlich erkranken und in welchem Zeitraum wird das geschehen? Wie schnell wird sich die Krankheit ausbreiten, wen hat's schon getroffen und wen wird's noch treffen? Vgl. AIDS-Dokumentation, 6 f. Schibber (Hrsg.), 12 ff.; bes. Rosenbrock, 15 ff.

³ Vgl. auch I. Rechenberger, AIDS- und AIDS-Phobie aus psychodynamischer Sicht, in: Steigleder, 130–134.

Im Bereich individueller Zuständigkeit muss hier auch an die schwerwiegende Verantwortung jener erinnert werden, die potentielle oder faktische Träger der Infektion sind. Menschen, die einen begründeten Verdacht auf eine bei ihnen bereits erfolgte Infektion haben, sind entgegen nicht selten geäußerten persönlichen Vorbehalten⁴ wegen der lebensgefährlichen Bedrohung anderer Menschen moralisch verpflichtet, sich über den eigenen Gesundheitszustand mittels Test Klarheit zu verschaffen und sich im Falle eines positiven Resultats so zu verhalten, dass niemand durch sie angesteckt wird. Diese personale Verantwortungswilligkeit wird durch den Ruf nach Zwangstests, die sich wohl nur in seltenen Grenzfällen rechtfertigen liessen, kaum gefördert, wohl aber durch eine andere Einstellung der Gesellschaft zu Infizierten und Erkrankten, womit eine zweite Grundrichtung der Verantwortung genannt wäre, nämlich die *Verantwortung gegenüber Infizierten und Erkrankten*.

Beide genannten vorrangigen Aufgaben erfordern nicht bloss individuell, sondern auch gesellschaftlich (auch kirchlich und staatlich) wahrgenommene Verantwortung. Auf die staatlichen Aufgaben der Gesundheitspolitik und der Drogenpolitik zur Eindämmung des Infektionsrisikos sowie zur Beratung von Infizierten und zur Behandlung von Erkrankten kann hier nicht weiter eingegangen werden. Angesichts des heute allenthalben geforderten Abwehr-Eifers muss allerdings bereits vor einer Gefahr gewarnt werden: Die AIDS-Problematik, vor allem der *Kampf gegen die Verbreitung der Infektion, darf nicht verabsolutiert werden*. Wir haben noch andere und weit gewichtiger Probleme zu lösen. Es gilt, Überreaktionen auf allen Ebenen und Panikmache zu vermeiden. Da der Ruf nach staatlichen seuchenpolizeilichen Zwangsmassnahmen in der Schweiz anders als etwa in Deutschland glücklicherweise nicht so stark und vor allem nicht so extrem ist⁵, beschränke ich mich im folgenden Abschnitt auf die Benennung einiger auch in der Schweiz feststellbarer problematischer Abwehrreaktionen auf die AIDS-Epidemie.

Nein zu Kurzschlüssen . . .

Die pauschale Qualifizierung der AIDS-Krankheit als *Strafe* oder *Geissel Gottes*⁶ ist in verschiedener Hinsicht fragwürdig: 1. Das AIDS-Virus findet sich in verschiedenen Körperflüssigkeiten (konzentriert in Blut, Sperma und Vaginalsekret, viel weniger konzentriert auch im Speichel, in Tränen, im Schweiß) und wird durch den Austausch von Körperflüssigkeiten übertragen. Ein solcher findet aber nicht nur in sexuellen Kontakten statt und nicht a priori im Be-

reich des Unmoralischen. Darum traf und trifft die Krankheit leider auch Menschen, die nun wirklich als unschuldig betrachtet werden müssen: Kinder von infizierten Frauen; treue Ehepartner, die durch ihren (einst oder jetzt untreuen oder anderweitig angesteckten) Ehepartner infiziert werden; medizinisches Personal und vor allem auch Bluter. Sekten, die sogar Bluttransfusionen für unmoralisch halten, sehen freilich auch in solcher AIDS-Übertragung eine missbilligende Strafe Gottes.

2. Was ist das für ein Willkür-Gott, der da plötzlich ein gewisses unmoralisches Verhalten so schwer bestraft, anderes, nicht weniger unmoralisches Verhalten aber straflos ausgehen lässt? Und warum trifft's unter den gleichartigen Sündern nur die einen und öfter gerade nicht die schlimmsten? Wenn Gott Homosexualität bestrafen will, warum lässt er dann die homosexuell lebenden Frauen grundsätzlich aus . . .? Wenn schon, «bestrafen» wir Menschen uns selbst: Wir – und leider auch andere – müssen die negativen Konsequenzen unseres Verhaltens tragen, auch wenn wir «nicht wissen, was wir tun», also weder um mögliche negative Folgen wissen noch im Bewusstsein handeln, etwas Unmoralisches zu tun.

Obwohl AIDS keine zwangsläufige Folge eines bestimmten, vielleicht tatsächlich unmoralischen bzw. schuldhaften Verhalten ist und man sich demzufolge vor allgemeinen Schuldzuweisungen hüten muss, darf man die *Schuldproblematik nicht einfach ausklammern*, etwa mit der absolut klingenden Formel: «Die Erkrankten sind Opfer, keine Täter»⁷. Nur darf Schuld dann nicht isoliert in jener Handlung gesehen werden, welche die Möglichkeit zur Ansteckung schaffte. Leidvolle Erfahrungen rufen in uns regelmässig allgemeine und konkrete Schuldgefühle wach, die mit der Schuld unseres *ganzen* Lebens zusammenhängen, mit dem, was wir uns selbst, anderen und letztlich Gott schuldig geblieben sind. Ein AIDS-Kranker wird mit diesem Problem konfrontiert wie jeder andere durch Unglück oder schwere Krankheit (plötzlich) geschlagene Mensch auch.

Der Tendenz, *AIDS-Infizierte und erst recht -Erkrankte* zu isolieren und sie vom Gemeinschaftsleben (Familie, Schule, Arbeitsplatz, Freundeskreis, medizinischen und anderen Dienstleistungen) auszusondern, ist entgegenzutreten, und dies nicht nur, weil Infizierte und Erkrankte bei normalen Sozialkontakten keine Gefahr für andere darstellen. Für die Betroffenen sind solche Massnahmen so schlimm wie die Krankheit selbst! Es muss verhindert werden, dass staatliche Massnahmen solche Tendenzen fördern oder sogar institutionalisieren.

Bedenklich ist das wiederum gut funktionierende *Sündenbock-Syndrom* in verschiedensten Schattierungen. Das beginnt – wenn verbunden mit einem vorwurfsvollen Unterton – mit Hinweisen auf die Ursprünge der AIDS-Epidemie in Zentralafrika und in der Karibik (Haiti) und wird deutlicher mit dem Gemunkel, das AIDS-Virus sei der gefährlichen Küche der modernen Gen-Technologen entschlüpft oder gar durch Leute der amerikanischen CIA oder des sowjetischen KGB bewusst in Umlauf gesetzt worden. Gefährlicher werden Schuldzuweisungen, die zu direkter Diskriminierung führen können, was vor allem für die sogenannten Risikogruppen gilt.

Am meisten getroffen sind die *Homosexuellen*, die nun als Gruppe (!) von manchen pauschal als Infektionsherd und damit als gemeingefährlich angesehen werden. Wer homosexuell ist, ist AIDS-gefährlich und darum zu meiden! Es trifft aber auch die *Prostituierten*, wobei man vergisst, dass – vielleicht abgesehen von den drogenabhängigen Prostituierten – zuerst mal infizierte Freier die Infektion auf Prostituierte übertragen, bevor diese sie an andere Freier weitergeben können. Wo seuchenpolizeiliche Zwangsmassnahmen postuliert oder durchgeführt werden, werden die Prostituierten mit Sicherheit kontrolliert, kaum aber Bar- und Clubbesitzer und die Freier. Es ist wohl nicht ganz von der Hand zu weisen, dass es sich in der Schuldzuweisung besonders an Fixer, Homosexuelle und Prostituierte auch um Projektionen handelt, die von Angst und Schuldgefühlen genährt sind.

⁴ Genannt werden neben der Unsicherheit des Testes vor allem bei negativen Ergebnissen mehr persönliche Faktoren wie Nicht-Verkräften des Testresultates, eingeschränkte Erlebnisfähigkeit usw., vgl. Dunde (Hrsg.), 112 ff.; Hinz, 143 ff.;

⁵ In diesem Sinne etwa Hoevels, der mit seinem «Verein zur AIDS-Verhütung» strenge staatliche seuchenpolizeiliche Massnahmen fordert: Massenscreenings, Zwangstests, die Einführung eines Negativ-Ausweises für Nicht-Positive oder dann wenigstens die «unfreiwillige und unentfernbarbare Kennzeichnung der Positiven», was auf «eine kleine Tätowierung» hinausläuft, die man nur bei sexuellen Kontakten wahrnehmen können muss zum Schutz noch nicht Infizierter; «Isolierung der Virusträger», denen durch staatliche «Berentung statt Beratung» mehr geholfen wäre? . . .

⁶ Vgl. zu diesem Stichwort auch Koch.

⁷ So F. Rühmann, in: Dunde (Hrsg.), 77: So richtig der «Vorsatz» dieser Formel ist: «Die Krankheit AIDS wurde von niemandem absichtsvoll herbeigeführt oder verursacht», so problematisch ist der verallgemeinernde Nachsatz: «Moralisierende Spekulationen über AIDS als Folgen eines Verstosses gegen göttliche Gebote oder Naturgesetze sind Allmachtphantasien, die eigene Lebensvorstellungen und Weltbilder zu allgemeinverbindlichen Richtlinien erheben und durchsetzen wollen.» Damit kann man jede ethische Reflexion abwürgen!

... und zu Ausbeutung

Dass die Krankheit der einen den anderen zu Arbeit und Verdienst verhilft, ist im Bereich der freien Marktwirtschaft solange nicht anrühlich, als es hierbei um eine notwendige und wirkungsvolle Leistung im Dienste der Prävention einer Krankheit oder der Behandlung der Kranken geht. Aber der von Angst, Abscheu und auch Neugier bestimmte «Vorgang AIDS» ist natürlich ein dankbares Feld für manchmal makabre Profitinteressen unterschiedlichsten Kalibers. Hierzu bloss ein paar Stichworte: Da sind einmal die Medien, besonders eine gewisse Presse, die unter dem moralischen Deckmäntelchen der Aufklärung oder des Mitleids ihr gängiges Geschäft mit Sex und Grausen fortsetzen kann. Die Ankündigung der Erforschung neuer Testmethoden, Impfstoffe oder Medikamente treibt die Börsenkurse einschlägiger Firmen höher: «... beim Thema AIDS hat der Konkurrenzkampf teils unappetitliche Formen angenommen, selbst renommierte Forschungsinstitute nehmen daran teil, und manche, auch grosse Unternehmen, scheinen mehr an die Mark als an die Medizin zu denken. Und dann gibt es noch eine Reihe von «Profitbrettfahrern», obskure Vereinigungen, Heilsverkünder, Geschäftemacher, die sich auf die Vermarktung des Themas AIDS gestürzt haben, denn sie wissen, dass Angst und Verzweiflung die Geldbörse öffnen.»⁸

Zuwendung zu den Betroffenen

Im gegenwärtig immer noch vorherrschenden Klima der Angst und der Abscheu beherrscht begrifflicherweise die Sorge um die Prävention vor weiteren Ansteckungen das Feld. Dabei kommt die Sorge um die Betroffenen zu kurz. Es geht darum, dass wir fürs erste die *Not der Infizierten und der Erkrankten* ernst nehmen⁹: Die Angst der Infizierten vor dem möglichen Ausbruch der Krankheit, die Angst der Infizierten und Erkrankten vor sozialer Isolierung und Diskriminierung, diesbezügliche negative Erfahrungen und in der Folge davon die Selbstisolation, schliesslich die verschiedenen Stationen des Leidens und die Konfrontation mit dem unerledigten Leben, mit Schuldgefühlen, mit Zorn, Verzweiflung oder Depression angesichts des unausweichlichen Sterbenmüssens. Die Betroffenen brauchen *menschliche Zuwendung*: Es gilt, Infizierte und Erkrankte mit ihrem Schicksal anzunehmen, ohne sie zu verurteilen. Nötig sind sehr unterschiedliche Hilfeleistungen, vor allem aber Anteilnahme an deren Schicksal und geduldige Begleitung, was freilich eine sehr schwierige Aufgabe sein kann. Bei allem sollten auch die Angehörigen nicht vergessen werden.

Der AIDS-Schock als Anlass zur Besinnung

Alle sind sich einig: Verhaltensänderungen sind mindestens zur Eindämmung der gefährlichen Infektion unumgänglich. Als absolutes Minimum wird gefordert: Beim Fixen keine Spritzen tauschen (was an Dringlichkeit gewinnt, wenn man hört, dass der Spritzentausch unter Fixern geradezu ritualisiert sein kann)! Und: Bei Geschlechtsverkehr in Risikosituationen Kondom benutzen! Frage: Reicht das? Bei Fixern ist die Verantwortungsfähigkeit aufgrund der Abhängigkeit so geschwächt, dass jedenfalls kurzfristig der Verzicht auf Spritzentausch schon ein grosser Erfolg wäre. Aber wie steht's mit dem Sexualleben? Ist Sex zu einer Droge geworden, von der man abhängig ist wie der Fixer vom «Stoff» und den man unter allen Umständen haben muss, so dass der Verzicht auf den Spritzentausch für die Fixer ungefähr dasselbe ist wie der Gebrauch des Kondoms für die «Sexer»?¹⁰

AIDS ist nicht zufällig Anlass auch zur ethischen Besinnung. Das ist nicht so zu verstehen, als ob vom Faktum AIDS direkte Schlüsse auf richtiges oder falsches Verhalten im Sinne von Gut und Böses möglich wären. Auf diesen ethischen Kurzschluss ist gleich zurückzukommen. Aber AIDS löst Fragen aus: nach der Menschlichkeit unseres Sexualverhaltens und grundlegender noch: nach unserem Lebensentwurf, nach dem Sinn unseres Lebens.

Rückfrage an unsere Einstellung zur Sexualität

Weil das AIDS-Risiko Verhaltensänderungen gewissermassen erzwingt, besteht nun die Gefahr einer *AIDS-fixierten Moral* in verschiedenen Variationen. Den einen liegt daran, die *sexuelle Freizügigkeit* als Erlungenschaft der sexuellen Revolution der 60er Jahre trotz AIDS auf jeden Fall zu erhalten. Nicht nur im Kreise von Homosexuellen und Sexologen, sondern innerhalb eines stark emanzipatorischen Sexualverständnisses ist die Angst vor einem Rückfall in die «alte, puritanische, repressive Moral» fast ebenso gross wie die Angst vor der Krankheit. Hier heisst die Losung: «Alles, was aidsgefährlich ist, ist verboten. Alles andere ist erlaubt.» Und das ist häufig nicht nur medizinisch, sondern mehr oder weniger moralisch gemeint! Das Konzept des «*Safer-Sex*» liegt auf dieser Linie (kein Austausch von Körperflüssigkeiten oder nur mit Kondom-Schutz)¹¹. Hier droht der Sinn des sexuellen Vollzugs, auf einen «ungefährlichen Lustgewinn» oder eine prickelnde Freizeitbeschäftigung bei grösstmöglicher Sicherheit vor Infektionen reduziert zu werden! Das ist eine bedauernswerte Verarmung menschlicher Sexualität. An-

dersherum AIDS-fixiert ist die Losung: «*Seid treu, dann kriegt ihr kein AIDS!*» (sofern damit anders als in der neuesten Stop-AIDS-Aktion mehr als blosser AIDS-Prävention gemeint ist, also Propaganda für die bessere Moral). Ebensovienig überzeugend ist der manchmal fast schadenfreudige Triumphschrei mancher Anhänger der monogamen Moral, welche die AIDS-Epidemie unter den «Sex-Sponties» als Erweis der Richtigkeit der «guten alten Moral» halten. Aber: Eine auf Angst basierende Moral hält genau so lange, wie die Angst dauert. Sobald ein Mittel gegen die Übertragung der Infektion oder zur Behandlung oder Heilung der Krankheit gefunden ist – und sei's nur ein Kondom! –, ist die Treue grundlos. Und: Hinter der monogamen Ehe- und Sexualmoral steckt nun wirklich viel mehr an grundlegenden menschlichen Werten als die Verhinderung von Geschlechtskrankheiten! Letzteres ist willkommene Nebenfolge.

Es lohnt sich, anlässlich der AIDS-Debatte darüber nachzudenken, ob das *Lustprinzip* zusammen mit dem Prinzip der *Freizügigkeit* und *Freiwilligkeit* (und der Verhütung unerwünschter Schwangerschaften) als Kriterium für eine wahrhaft menschlich vollzogene Sexualität ausreicht. Reicht der Ansatz: Gut ist, was mir und eventuell meinen «Partnern» Lust bereitet, sofern niemandem Schaden zugefügt wird? Nichts gegen die Lust! Aber hier wird Sexualität zur reinen Konsumware. Und: Da wird nicht nur Sex, da werden in Wirklichkeit Men-

⁸ J. Westhoff, in: Schibber (Hrsg.), 46 ff., 49 ff.; ders. in: Frings (Hrsg.), 177 ff., S. Porn, Ein Virus macht Kasse, in: Frings (Hrsg.), 167 ff.; M. Frings, Wie AIDS gemacht wird, in: Pacharzina, 35 ff., der hier und in verschiedenen Artikeln die Presse aufs Korn nimmt, allerdings etwas zu sehr fixiert auf die Hatz auf Homosexuelle, was übrigens für die vielen Publikationen von Homosexuellen zur AIDS-Problematik ziemlich typisch und zugleich begrifflich ist.

⁹ Hierzu gibt es viele Selbstzeugnisse von direkt Betroffenen – vorwiegend Homosexuellen – und Berichte von deren Freunden und Begleitern, vgl. einschlägige Berichte in: Frings (Hrsg.); Hinz; Pacharzina; Halter (Hrsg.), 170 ff.

¹⁰ Dazu ein Homosexueller, der von einem Interviewer gefragt wird, ob er (in der Homoszene) AIDS-Verdächtige kenne: «Es ist verrückt, wie die Leute das verdrängen. Wie stark Sexualität ist, da gibt es keine Verantwortung mehr, das ist rauschartig, das wird nicht mehr bewusst gesehen, deswegen haben wir ja auch so einen Infektionsherd. Ich glaube nicht, dass alle, die AIDS weitergeben, das im Zustand der Unschuld tun.» In: Hinz, 77.

¹¹ Vgl. Haerberle; Haimhausen; etwas kritischer S. Falckenburg; «Safer Sex» ist allerdings auch in einschlägigen Kreisen keineswegs unbestritten, vgl. Rühmann contra Hauschild, in: Dunde (Hrsg.), 72 ff. bes. 79 ff. und 85 ff.; Clement in Frings (Hrsg.), 227 ff.

schen konsumiert und damit missbraucht, was auch dann gilt, wenn alle Beteiligten einverstanden sind. Was bleibt, ist Leere, nicht Frieden, und ein nie zu stillender Drang nach immer noch mehr Sex-Kontakten und neuen aufreizenden Techniken, nicht selten zusätzlich stimuliert durch Drogen.¹²

Reicht es, wenn man den sexuellen Austausch primär oder ausschliesslich als wertvolle Form der *Kommunikation* versteht und darüber hinaus vielleicht noch als besonders *gemeinschaftsstiftende Form*?¹³ Da kommt gegenüber dem ersten Ansatz tatsächlich der tiefste Wert des Sexuellen in den Blick: die *Beziehung* zwischen Partnern und die dieser Beziehung eigene intensive Körpersprache. Die Frage ist nun allerdings: Was für eine Beziehung? Reicht es, wenn sexuelle Kontakte zum besonderen Ausdruck für momentane Sympathie, Zuneigung, Nähe oder lockere Freundschaft dienen, was natürlich vielen Menschen zuteil werden kann? Wird da die sexuelle Kommunikation nicht zu einem unverbindlichen Allerweltsmittel zur Feier einer wohligen menschlichen Nähe – wenn's hoch kommt vielleicht auf der Stufe eines gemeinsamen guten Essens (bei Kerzenlicht)? Wird so menschliche Sexualität nicht immer noch unter ihrem eigentlichen Wert «gehandelt»? Nicht als ob nur der Vollzug des möglichen Maximums an Werten sinnvoll und ethisch gut sein könnte. (An eben dieser Überfrachtung «jedes Gebrauchs der Geschlechtskraft» leidet die katholische Sexualmoral!) Aber die ernste Frage bleibt, ob hier der tiefen menschlichen Sehnsucht nach Lieben und Geliebtwerden nicht a priori der Boden der Erfüllung entzogen wird, weil Liebe ohne Bindung sich nicht entfalten kann.

Wenn in der Bibel das sexuelle Zusammenkommen unter anderem im Bildwort des «*Ein-Fleisch-Werdens*» oder «*Ein-Fleisch-Seins*» zur Sprache kommt, so ist das ein Hinweis auf den spezifisch menschlichen Wert der Sexualität (abgesehen von der Fortpflanzung), der eigentlich allen Menschen, nicht bloss Juden und Christen, einsichtig sein sollte. Es geht um eine *Geschlechtsgemeinschaft*, und diese erreicht ihren tragenden, dauernden Glücksgrund erst da, wo sie Ausdruck und ständige Belebung einer *verbindlichen Liebes- und Schicksalsgemeinschaft* ist, einer Partnerschaft, worin beide Teilhaber miteinander verbündet sind zur gemeinsamen Lebensbewältigung, und zwar so, dass sich eines auf das andere verlassen kann «in guten und in bösen Tagen», weil beide füreinander und auch miteinander (soziale) Verantwortung übernehmen.

Das ist der hohe Wert der *Treue*, die übrigens weit umfassender ist als sexuelle Treue. Aber sie ist das auch! Freilich: Dieses

hohe Ideal oder Ziel kann nicht einfach jedermann obligatorisch verordnet werden, schon gar nicht via eine Kampagne zur Prävention einer Krankheit. Es ist eine äusserst anspruchsvolle, sowohl wert- wie konfliktgeladene Lebensaufgabe, die zum Beispiel Jugendliche zuerst einmal als etwas Wertvolles erahnen und allmählich erlernen «müssen», eine Lebensentscheidung, die nicht ein für allemal und auch nicht leicht zu verwirklichen ist, zumal sie mit dem Sinnentwurf des ganzen Lebens zusammenhängt.

Wider die Illusion der Immunität

Die Auseinandersetzung mit AIDS gibt zu Rückfragen Anlass, die über das Sexuelle weit hinausreichen. Es geht um unsere ganze *Lebensauffassung* und gewisse Lebenseinstellungen. Der AIDS-Schock könnte uns in verschiedener Beziehung auf den Boden der Lebenswirklichkeit zurückholen! Die Fortschritte der Wissenschaften, der Technik und nicht zuletzt der Medizin haben viele Leiden beseitigt und Risiken eingedämmt. Das hat in uns aber so etwas wie eine *Illusion der Immunität* wachsen lassen. Wir erwarten ein Leben ohne Leid und ein Leben in möglichst total versicherter Sicherheit. Sterben ist eine Sache für alte Leute. AIDS kratzt ein weiteres Mal unseren sinnigen Fortschrittsglauben an. Wir haben das Leben und die Natur nie total im Griff. Wir sind und bleiben dauernd gefährdet und in jeder Hinsicht verletzlich: körperlich, see-

lisch, geistig! Mit unserer Immunität ist es wahrlich nicht weit her, auch wenn wir völlig gesund sind.

AIDS und die ganze Angst vor Ansteckung könnte in uns die lebenswichtige Frage wachrufen, *wozu wir denn eigentlich leben*. Was für einen Sinn geben wir unserem Leben? Welchen Platz haben in unserem Lebensentwurf Krankheit, Unglück, Leiden und Tod? Oder besteht die Gefahr, dass unsere ganze Lebensphilosophie wie ein Kartenhaus zusammenstürzt, wenn uns oder unsere Angehörigen ein schweres Leid trifft? *Von was für einer Hoffnung leben wir?*
Hans Halter

¹² Was da momentan im Gefolge der AIDS-Diskussion an (teilweise selbstkritischen) Berichten über einschlägige Praktiken in der Sex-Szene zu hören und zu lesen ist, ist manchmal erschütternd: Die Verwechslung von Freiheit mit Freizügigkeit ist geradezu fatal! Vgl. die Titel in Anm. 11 sowie Remischowsky, 32 ff., und sehr kritisch Halter, 174 ff. Dass die vorliegenden Berichte fast ausschliesslich auf die homosexuelle Subkultur fixiert sind, liegt am Thema AIDS, darf aber nicht vergessen lassen, dass es dazu Parallelen auf heterosexueller Seite gibt!

¹³ Das ist ein schon erheblich kultivierterer Ansatz innerhalb eines emanzipatorischen Sexualethos, der auch von Homosexuellen in selbstkritischer Distanzierung vom «schnellen Sex» verfochten wird, was hier allerdings nicht Abschied von der Promiskuität bedeutet, vgl. etwa Rühmann, in: Dunde, 72 ff.; Kunz, Fischer, ebd. 123 ff: «Um es klar zu sagen: Erfüllte sexuelle Praxis kann in gleicher Weise in einer festen Partnerschaft wie in einer bewusst gelebten Promiskuität gelingen oder misslingen», ebd. 128.

Dokumentation

Das Dekret über das Apostolat der Laien

1. Die Vergangenheit

Das «*Consilium de Laicis*» (Der Laienrat) hat mit gutem Recht darauf Wert gelegt, den 20. Jahrestag von «*Apostolicam actuositatem*» zu feiern, das sozusagen Geburtsurkunde und Beglaubigungsschreiben des Laienrates in einem darstellt. Die Gründung des Laienrates hat bekanntlich eine lange Vorgeschichte, sie ist das Ergebnis einer allmählichen Bewusstseinsbildung, die die Bedeutung der Laien in der Kirche erkannte, ihnen ihre Rolle und den entsprechenden Platz zuwies. Um die Etappen des in neuerer Zeit zurückgelegten Weges zu deuten, müssten wir die Jahrzehnte dauernde Entwicklung des Begriffs «*Laienapostolat*» selber schildern, und zwar von Pius XI. zu Pius XII., von Paul VI. zu Johannes Paul II. Auf

diesem geschichtlichen Hintergrund ist dann die Ausarbeitung des Konzilstextes «*Apostolicam actuositatem*» zu situieren.

Seine literarische Entwicklung, die verschiedenartigsten Einflüssen ausgesetzt war, wurde mehrmals genau dargelegt, unter anderem vom Abt Guy Régnier unter dem Titel «*L'Apostolat des laïcs – l'héritage du concile*» (Das Laienapostolat – das Erbe des Konzils).

Auffallend an dieser Arbeit ist die schrittweise Bereicherung des Textes, noch während des Konzils, durch andere von dieser grossen Kirchenversammlung hervorgebrachte Dokumente, insbesondere durch das Kapitel IV von «*Lumen Gentium*». Auch «*Evangelii Nuntiandi*» von Paul VI. ist zu erwähnen, eine Frucht der Synode, wo der Papst eine breitgefächerte Auswahl an Möglichkeiten eröffnet, die ihm Gelegenheit gab, die Bischöfe aufzufordern, ihr Möglichstes zu tun, um der Kirche «einen neuen Auftrieb zu geben und sie zu befähigen, eine neue Ära der Evangelisierung zu schaffen, in einer Kirche, die noch stärker

verwurzelt ist in der unsterblichen Kraft des Pfingstereignisses» (Evangelii Nuntiandi Nr. 2).

Man sollte auch auf die Schwierigkeiten hinweisen, die aus dem Mandat und der monopolähnlichen Definition der Katholischen Aktion entstanden sind. Rose Mary Goldie, eine Pionierin des Laienapostolats, hat kürzlich in einem Interview für die Zeitung «Il Tempo» (19. Oktober 1985) mit grosser Sachkenntnis und Objektivität darauf hingewiesen.

Mit der Zeit wird immer deutlicher, dass wir einem stets mächtigeren Gnadenstrom gegenüberstehen, wie manche Stellen des neuen kanonischen Rechtes bezeugen.

Dies soll uns anspornen, den eingeschlagenen Weg mutig und zuversichtlich weiterzugehen, denn wer der Gnade von heute die Treue erweist, ist auch der Gnade von gestern wahrhaftig treu, wie es Bernanos ausdrückt.

Deshalb entsagen wir jeder nostalgischen Verklärung der Vergangenheit, nehmen die Gegenwart voll wahr und bemühen uns, die Zeichen der Zeit zu deuten, die Worte zu hören, die der Geist an die Kirchen richtet.

2. Die Gegenwart

Die dringenden Pastoralbedürfnisse zwingen uns nämlich, 20 Jahre nach dem Konzil, die gegenwärtige Lage mit gewandeltem Sinn zu betrachten. Dabei müssen wir die «Beschleunigung der Geschichte» in Betracht ziehen: 10 Jahre von heute entsprechen einem Jahrhundert aus der Vergangenheit.

Rechnet man so, dann liegt das II. Vatikanum bereits... 200 Jahre zurück. Auf jeden Fall muss man, ohne zu übertreiben, zugestehen, dass sich die Lage in zahlreichen Ländern christlicher Überlieferung mit der fortschreitenden Entchristlichung gewaltig geändert hat. Diese schmerzliche Feststellung erfordert eine neuartige Pastoral. Sie erfordert nichts weniger, als wie es Johannes Paul II. immer wieder betont, «eine neue Evangelisation».

Gewisse Aussagen sollten uns aufrütteln, uns Christen, wenn wir zuhören, wie der Papst ein Volk fragt, was es aus seiner Taufe gemacht habe, oder wie er einem anderen – seinem eigenen Volk – zuruft, es brauche eine neue Firmung, um den Herausforderungen der Gegenwart gewachsen zu sein.

Aus Realismus – keineswegs aus einem den Christen nicht angemessenen Pessimismus – müssen wir zunächst die Lage erkennen, um nachher das Übel an der Wurzel zu fassen.

Die heutige Lage entstand aus dem komplexen Zusammenspiel verschiedenartigster Umstände. Doch muss, meines Erachtens, ein Umstand besonders hervorgehoben werden: Wir erleben, wie einige Historiker bemerken, das Ende der Automatismen.

Wir leben nicht mehr innerhalb einer ausgesprochen christlichen Epoche. Der Ausdruck «christlich» ist übrigens irreführend, denn er bezeichnet eine Vermischung von Glauben und religiöser Praxis einerseits mit den sozialpolitischen Gegebenheiten einer bestimmten Epoche andererseits.

Bei den Völkern christlicher Tradition wurde früher die persönliche Beziehung zum Christentum von der Familie und von der Gesellschaft getragen, da die Werte unserer Religion, zumindest rechtlich, als richtungweisend allgemein anerkannt waren.

Dieser Automatismus der Herkunft wirkt sich je länger, desto weniger aus: Die Überlieferung des Christentums durch die Eltern genügt nicht mehr, um aus einem Jungen einen Christen zu machen. Die neue Generation will ihre Werte selber bestimmen; sie stellt in Frage oder verwirft alles, was ihr von aussen her auferlegt wird, sei es von der Familie, sei es von der Kirche oder von der Gesellschaft.

Die gesunde und heilsame Reaktion der Jungen, die der Papst auf seinen Reisen so kraftvoll anspricht, kann uns nur erfreuen. Da strömt Gnade. Doch um aus ihr einen dauerhaften Nutzen zu ziehen, braucht es eine ebenfalls radikale religiöse Pädagogik. Man muss sich – unter den kirchlichen Verantwortlichen – der Tatsache bewusst werden, dass eine Christianisierung der Christen nottut.

Diese Lage wollen wir nun kurz analysieren:

Das II. Vatikanische Konzil war ein Pastoralkonzil. Es wünschte, dass sich die Kirche den Anforderungen der Zeit anpasse, und zwar nach innen wie nach aussen. Es wurde dabei als selbstverständlich vorausgesetzt, dass alle, die zur Kirche gehören, echte Christen waren oder sich bemühten, es zu werden. Doch zwingen uns nun die Umstände dazu, diese Annahme zu bezweifeln. Was ist ein Christ, wer ist Christ?

Sind die Christen, in ihrer Gesamtheit, noch wirklich gläubig, sind sie persönlich von echtem Glauben ergriffen, das ist die schmerzliche Frage, die wir uns stellen müssen.

Wir haben uns die Erneuerung der Kirchenstrukturen auf den verschiedensten Ebenen zur Aufgabe gesetzt; diese unerlässliche Arbeit ist noch lange nicht abgeschlossen. Die Kirche braucht für den Dialog einigermassen funktionstüchtige Strukturen. Jetzt aber geht es um die Grundlagen des Glaubens selbst.

Für viele ist der Glaube bis in seine Grundfesten erschüttert; sie müssen den Kern der christlichen Botschaft neu entdecken. Wir haben auf breiter Basis «sakramentalisiert», doch unzureichend «evangelisiert».

Angesichts solcher Not verlieren unsere internen Streitigkeiten – der Links-Rechts-Gegensatz – ihre Bedeutung. Wir müssen das spezifisch Christliche neu erfahren. Wir sind nicht dazu berufen, über andere ein Urteil zu sprechen, sondern das christliche Ideal standhaft hochzuhalten.

Wir müssen die Christen auffordern, sich ihres Glaubens bewusster zu werden, ihm täglich persönlicher anzuhängen; vielen müssen wir helfen, von einem rein soziologischen Christentum zu einem voll erlebten Christentum überzutreten.

Das angestammte, sich hauptsächlich auf Geburt und Erziehung stützende Christentum muss zu einem Wahl-Christentum werden aufgrund einer persönlichen, bewussten Entscheidung.

Ausschlaggebend ist folgendes: Wie kann man die vielen Taufschein-Christen zum wahren Christentum führen, wie soll die Evangelisierung einer grösstenteils postchristlichen Welt erreicht werden.

Jede Pastoral steht nun vor dieser grundlegenden Fragestellung, die wir wegen des Auseinanderklaffens von echtem und nominiellem Christentum untersuchen müssen.

Den Christen wird nicht vorgeworfen, Christen zu sein, sondern es zu wenig zu sein. Eine bloss praktizierende Kirche genügt nicht; erforderlich ist eine bekennende Kirche. Wir müssen Jesus Christus unseren Zeitgenossen verkünden, von unserem Glauben an Ihn Zeugnis ablegen. Der Herr hat versprochen: «Wer sich nun vor den Menschen zu mir bekennt, zu dem werde auch ich mich vor meinem Vater im Himmel bekennen.»

Wir brauchen Christen, die an Jesus, den einzigen Sohn des Vaters, glauben seine Auferstehung verkünden, das machtvolle Eingreifen des Heiligen Geistes bekennen und diese Überzeugung in allen Sparten ihres Lebens zum Tragen bringen.

Dem Problem der Jugend liegt eine Tatsache zugrunde, die wir mutig zur Kenntnis nehmen müssen, nämlich die eindrücklich grosse Zahl der Jungen, die «Ja» sagen zum Evangelium und zu Jesus Christus, aber «Nein» zur Kirche.

Weshalb wird eine solche Unterscheidung vorgenommen? Die Herausforderung zwingt uns zu einer Gewissensforschung. Nicht die Kirche wird in Frage gestellt: In ihrem tiefen Geheimnis ist und bleibt sie wie einst Jesu Christi Werk, von Ihm beseelt und von seinem Geist erneuert.

Die Ablehnung trifft uns – uns Christen –, die nach Ansicht der Jungen das wahre Antlitz Christi kaum widerspiegeln.

Alles, was in unserer persönlichen oder sozialen Haltung nicht christlich ist und nicht dem Evangelium entspricht; jeder versteinerte Formalismus in unseren Riten und die Art, unseren Glauben zu feiern; jedes Verdrängen im Ausdruck unseres Glaubens, in unserem missionarischen Eifer, alles, was mit unserem Christsein unvereinbar ist, verhindert, dass die Botschaft des Evangeliums aufgenommen, verstanden und weitergegeben werden kann.

3. Die Zukunft

Die Jungen haben Visionen, und die Alten haben Träume, sagt die Schrift. Ich bin also berechtigt – meinem Alter entsprechend! – Ihnen zu sagen, welche Träume die nächste Laiensynode in mir weckt.

Mit der Einwilligung Johannes' XXIII. hatte ich seinerzeit angeregt, dass das II. Vatikanum den Schwerpunkt auf die Kirche ad intra et ad extra lege.

Ich träume davon, dass die Synode den Schwerpunkt auf den Abendmahlssaal ad intra et ad extra legt.

Ad intra

Möge die Synode für die Christen von morgen kraftvoll betonen, wie notwendig es ist, das Pfingsterlebnis zu wiederholen, das heisst die «Geistestaufe» zu empfangen, die die Kirche gründete und sie vorwärts trieb. Die Unterweisung der zukünftigen Christen setzt voraus, dass man ihnen Jesus Christus verkündet. Dieses Kerygma steht an erster Stelle. Man muss sie das Obergemach erleben lassen – ich sage ausdrücklich «erleben» – also eine tiefe Umkehr, ein Wieder-Erkennen des auferstandenen Jesus Christus, ein Sich-Öffnen und Empfangen des Heiligen Geistes im Pfingstfeuer.

Die Christen müssen Jesus Christus wieder entdecken, Ihm begegnen, oder genauer gesagt, zulassen, dass Er ihnen begegnet.

Unsere Arbeit besteht darin, die notwendigen pädagogischen Methoden zu entwerfen: Früher ging man zur Missionierung ganzer Pfarreien über; heute wird es wohl nötig sein, die Zusammensetzung der Bevölkerung zu analysieren und dementsprechend die Christen einzuladen, in kleinen Gruppen ins Obergemach einzutreten. Man kann sich die verschiedenartigsten Übungen von Einkehr ausdenken, vorausgesetzt, dass sie vom Pfingstgeist eingegeben, von der brüderlichen Kommunion unserer Mitgläubigen getragen und unterstützt werden und dass man nach 5, 8, 10 oder 30 Tagen das Obergemach verlässt, entschlossen, das Feuer des Geistes weiterzugeben.

Ad extra

Das führt uns dazu, das Ausmass unserer apostolischen Verpflichtungen zu überprüfen. Einige dieser Verpflichtungen liegen auf der Linie der Menschwerdung, in der Fortsetzung des Geheimnisses Jesu, der sich mit seinen Brüdern identifiziert und der uns aufgrund unserer gelebten Nächstenliebe richten wird. Doch müssen wir auch den Menschen, in Wort und Tat erkennbar, die Heilsbotschaft selber überreichen. Wir müssen ihnen das Lebensnotwendige geben – die Not erreicht heute in dieser Hinsicht dramatische Ausmasse auf der ganzen Welt – und gleichzeitig Ideale vermitteln, Sinn, der das Leben lebenswert macht. Wir sollen die materiell-körperliche Armut bekämpfen, aber auch die geistige, mag sie bewusst sein oder nicht.

Nie dürfen wir vergessen, dass wir geschaffen wurden, nicht wie in den alten Katechismen gelehrt wurde, «um Gott zu erkennen, Ihn zu lieben und Ihm zu dienen» (Schlusspunkt!), sondern auch um andere zu Erkenntnis, Liebe und Dienst Gottes zu führen. Bis diese dringende Verpflichtung Bestandteil unseres christlichen Handelns wird, ist noch ein langer Weg zurückzulegen.

4. Aufforderung der Gegenwart

Hier vernehmen wir, meiner Ansicht nach, den Ruf in unserer Zeit, das Wort, das der Geist an die Kirchen richtet.

Stets sind wir versucht, die Kirchenerneuerung, wie es bei menschlichen Institutionen der Fall ist, durch Reorganisation, Umwandlung äusserer Formen, Wechsel der Strukturen sicherzustellen. Ein französischer Bischof, Mgr. Matagrín, schrieb mir einmal diesen Satz, den ich nie vergessen habe: «Wir können Leitungen und Kanalisationen bauen, aber wir sind nicht imstande, eine Quelle entspringen zu lassen.»

Ohne die Notwendigkeit bestimmter Reformen zu verneinen, traf Johannes XXIII. den Kern der Sache, schöpfte an der Quelle lebendigen Wassers, als er die Christen einlud, die Gabe Gottes zu empfangen, damit die Kirche ein neues Pfingsten erlebe. Die Kirche wird stets dort neugeboren, wo sie einst stand, nämlich im Obergemach, im pfingstlichen Gründungserlebnis.

Die Wiederbelebung durch eine Aktualisierung des Pfingstereignisses wird nicht von aussen her erfolgen, sondern durch eine Rückkehr zur Quelle, das heisst durch die Gott gegebene Möglichkeit, seine Selbsthingabe zu erneuern. «Wenn du wüsstest, worin die Gabe Gottes besteht.»

Stets weiter um sich greifend, besitzt die Pfingstgnade die erforderliche Dynamik, um den ganzen Leib bis in seine äussersten Poren zu durchdringen.

Es erweckt den Anschein, als würde die nahende Synode uns dazu aufrufen, dieses ursprüngliche Verständnis des Konzils, dieses «Urbedürfnis der Kirche», von dem Paul VI. sprach, neu zu entdecken.

Wird das Konzil als ein Pfingstereignis angesehen, dann werden seine Früchte an den Zeichen des Heiligen Geistes erkannt. Charakteristisch für das Wirken des Geistes ist, dass er unberechenbar und unerwartet eingreift. Gottes Handeln ist immer überraschend und wird dadurch als göttliche Gabe gekennzeichnet. In der nachkonziliaren Zeit müssen sich die Früchte des Geistes dort zeigen, wo man sie nicht erwartet, während sie ausblieben, wo man mit ihnen rechnete. Allzumenschliche Erwartungen mögen enttäuscht worden sein. Vorausgesagtes trat nicht ein.

Dagegen sind Knospen aufgegangen an Stellen, an die niemand gedacht hätte. In der Verborgenheit der Herzen, an der Basis, bei den Kleinen, mag der Frühling aufgebrochen sein. Auffallend ist, dass die grossen Erneuerungsbewegungen der Kirche oft in der Bescheidenheit, im Verborgenen der Herzen von Männern, Frauen und Kindern angefangen haben.

Gott sät im Herzen der Bescheidenen, Kleinen, Stillen. Bevor Gottes gute Nachrichten der Öffentlichkeit bekannt werden, bahnen sie sich ihren Weg im Verborgenen. Den Hirten wurde gesagt: «Ich verkünde euch eine grosse Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll» (Lk 2,10).

Gott, sagt uns der Heilige Paulus, hat das Ärmste, Schwächste, Nichtigste, auserkoren. Die grössten Ereignisse geschehen nicht im Rampenlicht. Gott bringt sie im Verborgenen hervor, in der Stille, in der Nacht, und sie werden zuerst von den Kleinen erkannt. Das ist ein Zeichen des Heiligen Geistes.

Es wäre also nicht verwunderlich, dass eines der wichtigsten Ereignisse des Konzils das stille Aufkeimen und das Aufgehen einer Erneuerung im Heiligen Geist sein könnte. Gottes Pädagogik ist kohärent, und in allen Aufbrüchen und Erneuerungen, die die Heilsgeschichte der Menschheit kennzeichnen, beweist sie die tiefe Zuneigung, ja die innere Verbundenheit zwischen dem Heiligen Geist und den Kleinen. Unwiderstehlich drängt sich uns die Ikone Mariens auf. Zwischen dem II. Vatikanum und der Verkündigung lässt sich eine tiefe Beziehung erahnen.

Ein Engel fordert die Kirche wieder auf, «Mutter» zu werden, Christus für die Menschheit zur Welt zu bringen. Allzuoft fühlt sich die Kirche steril, durch den Auftrag des Evangeliums überfordert, unfähig, in der heutigen Welt, insbesondere bei den Jungen, den Glauben zu erwecken. Wie bei

der Verkündigung Maria überrascht wird und fragt: «Wie soll das geschehen?», so spürt die Kirche ebenfalls dieses Gefühl menschlicher Ohnmacht, ihre naturgemässe Unfähigkeit, die mütterliche Aufgabe, die ihr aufgetragen ist, durchzuführen, das heisst zu evangelisieren und Glauben zu erwecken. Dann kann die Kirche die Versuchung erleben, zu zweifeln, sich entmutigen zu lassen, oder die subtilere Versuchung, sich ablenken zu lassen durch Planung, Strukturierung, Organisation, Programmierung, Anpassung, Säkularisierung.

Aber sie kann dem Geist auch mit einem «Ja» antworten. Gleich wie Maria und mit ihr, kann sie ins Geheimnis des Geistes vordringen.

«Der Heilige Geist wird über dich kommen» (Lk 1,35).

«Und ich werde die Gabe, die mein Vater verheissen hat, zu euch herabsenden. Bleibt in der Stadt, bis ihr mit der Kraft aus der Höhe erfüllt werdet» (Lk 24,49).

Könnten wir Hugo Rahners Wort vergessen: «Das «Ja» Marias ist das erste Wort der Kirche.» Heute sollte die Kirche dieses erste Wort wiederholen, dieses Wort, dank dem sie geboren und wiedergeboren wurde, damit in ihr und durch sie Christus in unserer Zeit, Herr und Heiland jedes einzelnen und aller Menschen, wieder Fleisch werde.

Das II. Vatikanum war ein Aufschrei zum Heiligen Geist; es bleibt so. Schon erscheinen in Kirche und Welt die Vorzeichen eines neuen Pfingsten. Werden wir sie erkennen?

Werden wir Jesajas Aufruf an sein Volk wahrnehmen: «Denk nicht mehr an das, was früher war; auf das, was vergangen ist, sollt ihr nicht achten. Geht her, nun mache ich etwas Neues. Schon kommt es zum Vorschein, merkt ihr es nicht? Ja, ich lege einen Weg an durch die Steppe und Strassen durch die Wüste» (Jes 43,18-19).

Léon Kardinal Suenens
Übersetzt von Alfred Bölle

Hinweise

Sexualpädagogik

Die Jugendseelsorgertagung vom 23.-25. August befasst sich mit dem Thema «Sexualpädagogik». Als Referenten wirken mit Prof. Dr. Herbert Haag, Luzern, und Anna Gamma, Basel. Die Tagung findet im Jugend- und Begegnungszentrum Seewen (SO) statt, beginnt am Sonntag um 17.00 Uhr und dauert bis Dienstag 16.00 Uhr. Programme sind erhältlich über Juseso, Auf der

Mauer 13, 8023 Zürich, wohin auch die Anmeldungen zu richten sind.

Die Seelsorger in den einzelnen Pfarreien werden gebeten, ihre Jugendseelsorger und -seelsorgerinnen sowie ihre Jugendarbeiter und -arbeiterinnen auf diese Tagung aufmerksam zu machen. *Junge Gemeinde*

Schweizerischer Priesterverein Providentia

Generalversammlung: Dienstag, 30. Juni 1987, um 14.00 Uhr im Hotel Kolping in Luzern.

Traktanden:

1. Begrüssung
2. Wahl der Stimmentzähler
3. Protokoll der GV vom 16. Juni 1986
4. Jahresbericht des Präsidenten
5. Jahresrechnung und Revisorenbericht
6. Ablage der Baurechnung «Bergli», Déchargeerteilung und Entlassung der Baukommission
7. Varia

Zu zahlreicher Teilnahme lädt freundlich ein

Im Namen des Vorstandes
der Präsident:
Heinrich Arnold, Pfr.

Amtlicher Teil

Für die Bistümer der deutschsprachigen Schweiz

Hausgebet 1987

Das «Hausgebet 1987» steht unter dem Leitwort «Warten können». Während der einzelnen Wochen werden Akzente dieses Leitwortes vertieft. Solche Akzente sind: «still», «langsam», «einfach», «aufmerksam», «gering».

Für die Adventszeit 1987 wird dazu eine Gebets- und Gestaltungsunterlage bereitgestellt.

Die interdiözesane Arbeitsgruppe hat die Grundlage – entsprechend der Erfahrungen und Rückmeldungen – weiter ausgestaltet.

In unserer säkularisierten Gesellschaft ist Beten nicht mehr selbstverständlich. Wohlstand und Machbarkeit sind kaum Anstösse zum Beten. Andererseits gibt es aber

auch deutliche Anzeichen von Neuaufbrüchen; Suchen nach Tiefe und neue Zugänge zum Beten sind festzustellen.

Die Erfahrungen zeigen, das Hausgebet ist eine ansprechende und praktische Möglichkeit, das Beten in der Familie, persönlich oder in Gruppen während der Adventszeit in besonderer Weise zu pflegen bzw. neu zu wagen.

Bibeltexte, Gebete, Lieder, eine Geschichte, Zeichnungen und weitere praktische Gestaltungshinweise sollen zum Beten im Advent anregen – und auch erleichtern. Erstmals wird auch ein Faltblatt zur Adventgestaltung mit Kindern beigegeben. Damit haben wir den Wunsch vieler Eltern berücksichtigt.

Das Hausgebet wird als Ansichtssendung allen Pfarrämtern Ende September/Anfang Oktober zugestellt. Ausserdem werden durch die Verbandsleitungen des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes und der Frauen- und Müttergemeinschaften der Schweiz die Ortssektionen mit den Unterlagen bedient. Die Auslieferung der Bestellungen erfolgt rechtzeitig im November 1987.

Wir bitten die Seelsorger, das «Hausgebet 1987» bei der Planung ihrer Seelsorgearbeit mit einzubeziehen. Die letztjährige Auflage betrug wiederum weit über 200 000 Stück.

Wir danken allen, die für die Verbreitung und Unterstützung des Hausgebetes mithelfen.

Arbeitsgruppe «Hausgebet»
Auf der Mauer 13, 8001 Zürich

Bistum Basel

Stellenausschreibung

Die vakanten Pfarrstellen von
*Gerliswil (LU),
Laupersdorf (SO) und*

Wohlenschwil (AG) (die Haushälterin des Vorgängers ist bereit, den Haushalt weiterzuführen) werden zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten melden sich bis zum 7. Juli 1987 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn.

Priesterweihe und Institutio

Herr Bischof Otto Wüst spendet am Samstag, 20. Juni 1987, in der Pfarrkirche St. Johannes Döttingen die *Priesterweihe* an die Diakone

Eduard Birrer, von Altshofen in Künsgoldingen,

Luiz Antonio Miranda, von São Paulo (Brasilien) in Luzern,

Stefan Signer, von Appenzell in Sirnach.

Die Feier beginnt um 14.30 Uhr. Priester, die bei der Handauflegung mitwirken und konzelebrieren wollen, mögen Eucharistiegewand (bzw. Schultertuch und Albe) und weisse Stola mitbringen und sich um 14.00 Uhr einfinden.

Am Sonntag, 21. Juni 1987, erteilt Herr Bischof Otto Wüst die *Institutio* in der Pfarrkirche St. Martin Entlebuch an

Peter Gehring-Woodtli, von Geiselwind (BRD) in Hünenberg,

Franz Inauen-Wehrmüller, von Appenzell in Luzern,

Bruno Leugger-Hafner, von Altnau in Luzern,

Hanspeter Lichtin-Müller, von Möhlin in Basel,

Fritz Renggli-Zihlmann, von und in Entlebuch,

Roger Seuret-Emch, von Châtillon in Trimbach.

Die Feier beginnt um 10.00 Uhr. Eine Konzelebration ist nicht vorgesehen.

Rudolf Schmid, Regens

Im Herrn verschieden

Josef Hugenschmidt, Pfarresignat, Riehen

Josef Hugenschmidt wurde am 3. Juli 1902 in Basel geboren und am 15. Juli 1928 in Luzern zum Priester geweiht. Er wirkte zuerst als Vikar in Grenchen (1928–1931) und dann als Pfarrer von Holderbank (1931–1940) und Oberbuchsiten (1940–1976). Seine Resignatenzeit – verbunden mit seelsorglicher Aushilfe – verlebte er seit 1967 in Riehen. Er starb am 6. Juni 1987 und wurde am 11. Juni 1987 in Basel (Wolfgottesacker) beerdigt.

Bistum Chur

Ernennungen

Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach ernannte:

– Pfr.–Prov. *Alfred Suter* zum Pfarrer der Pfarrei Seuzach;

– *Josef Zwysig*, bisher Pfarrhelfer in Altdorf, zum Pfarrer in Hergiswil.

Im Herrn verschieden

Josef Kennel, Pfarrer i.R., Steinerberg

Der Verstorbene wurde am 24. September 1899 in Arth geboren und am 22. Juli 1923 in Chur zum Priester geweiht. Er war

tätig als Pfr.–Prov. in Küsnacht (1924–1926), als Pfarrer in Küsnacht (1926–1938), als Pfarrer in Altendorf (1938–1955), als Pfarrer in Seedorf (UR) (1955–1966), als Wallfahrtskaplan in Niederrickenbach (1966–1972). I.R. in Ennetmoos (1972–1982), zuletzt in Arth und Steinerberg. Er starb am 6. Juni 1987 in Steinerberg und wurde am 11. Juni 1987 in Arth beerdigt.

Bistum St. Gallen

Schulseelsorger gesucht

Für die Katholische Kantons-Sekundarschule St. Gallen wird auf Anfang des Schuljahres 1988/89 ein Schulseelsorger im Hauptamt gesucht. Zum Aufgabenbereich dieser interessanten Stelle gehören ca. 10 Jahreswochenstunden Religionsunterricht, Gestaltung von Schulgottesdiensten, Aus-sprachen, Beratungen, Besinnungstage, Elternkontakte, eventuell Leitungsaufgaben im Klosterschulhaus. Weitere kirchliche Tätigkeiten im Bereich der allgemeinen Seelsorge sind möglich.

Wenn Sie Interesse haben an einer solchen Aufgabe, melden Sie sich bitte beim Personalamt der Diözese, Klosterhof 6b, 9000 St. Gallen.

Auskünfte erteilen Ihnen Generalvikar Paul Schneider, Klosterhof 6b, Telefon 071-22 81 07, und der Präsident des Schularates, Prof. Willi Giger, Langgasse 145, 9008 St. Gallen, Telefon 071-24 57 83.

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Kirchliche Ernennung

Der Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg, Mgr. Pierre Mamie, hat auf 1. Juni 1987 P. *Christof Stulz*, Franziskaner-Konventuale, zum Bischöflichen Kanzler ad interim ernannt. P. Christof Stulz setzt aber gleichzeitig sein Mandat als deutschsprachiger Pfarrer von St. Theres in Freiburg bis zum Ende des Jahres fort.

Bistum Sitten

Ernennungen

Der Bischof von Sitten, Mgr. Heinrich Schwery, hat ernannt:

Lehner Franziskus zum Generalvikar des Bistums,

Berchtold André zum Bischofsvikar für das Bistum,

Devanthery Luc zum Pfarrer von Riddes,

Conus Michel zum Pfarrer von Nendaz, *Fracheboud Jean-René* zum Pfarrer der Herz-Jesu-Pfarrei Sitten,

Affentranger Charles zum Vikar in Monthey,

Stoll Frank zum Vikar in Nendaz,

Lehner Edmund zum Pfarrer von Ausserberg,

Werlen Andreas zum Pfarrer von Stalden und Eisten,

Brunner Norbert zum Pfarrer von Simplon-Dorf,

Imhasly Reinhard zum Vikar in Naters,

Jossen Toni zum Vikar in Visp.

Bischöfliche Kanzlei

Kanonische Institution

Der Bischof von Sitten hat Chorherrn *Hilaire Tornay*, zum Rektor von Martigny-Bourg ernannt, die kanonische Institution übertragen. *Bischöfliche Kanzlei*

Verstorbene

Franz Sauter, Pfarresignat, Schwyz

Vor einem Jahr, am 22. Juni 1986, ist im Altersheim Acherhof, Schwyz, der Priester Franz Sauter gestorben, und noch war – wegen meiner Nachlässigkeit – kein Gedenkwort in der Kirchenzeitung. Es sei hier nachgeholt, dankbar nachgeholt, weil Franz Sauter doch als überaus frommer, eifriger Priester über 50 Jahre der Kirche gedient hat.

Franz Sauter war ein Stadtzürcher. Am 23. September 1902 erblickte er dort das Licht der Welt als Sohn des Franz und der Josefine Sauter-Bollmann. Sie beide und drei jüngere Geschwister waren seine ersten Lebensbegleiter. In einfacher Weise, streng geordnet nach christlichen Grundsätzen, dennoch glücklich und ungesorgt, durfte er aufwachsen in ein tapferes Leben hinein. Getauft wurde er in Zürich-St. Peter und Paul, der Mutterkirche von Katholisch-Zürich. Aufgewachsen aber ist er in der Liebfrauenpfarre bis 1910, um dann in St. Anton seine Jugendpfarre zu erleben, die später auch seine Primizkirche wurde.

1917 durfte er ins Gymnasium Einsiedeln eintreten, wo er bis 1924 den humanistischen Studien oblag und im Heiligtum der Gottesmutter zum Priester-Kandidaten heranwuchs. Nach der Matura 1924 bezog er das Priesterseminar St. Luzi in Chur, und ohne Probleme reifte der fromme, mit sich selber recht strenge junge Mann durch die vier Theologiejahre zum Priester heran. Der 3. Juli 1927 war sein Weihetag, und am 24. Juli darnach durfte er in Zürich-St. Anton zum Altare Gottes treten.

Er wusste es, das Leben ist eine Gabe Gottes, aber er wusste es ebenso: das Leben ist Aufgabe. Nun durfte der junge Priester Franz Sauter seine seelsorgliche Tätigkeit beginnen, und zwar in seiner Taufpfarre St. Peter und Paul in Zürich. 1928 bis 1934 wirkte er dort als bescheidener Vikar. 1934 bis 1937 war er dann Hofkaplan und Registrator am Hof des Bischofs in Chur. Dann kam der Stadtzürcher aufs Land: 1937 bis 1945 wirkte er als Kaplan in Rothenthurm, und so sollte der Kanton Schwyz seine zweite Heimat werden. Ganze 24 Jahre lang war er dann der liebevolle, zurückgezogene Pfarrvikar der damals abgelegenen, kleinen Gemeinde im Studen Sihlsee-Gebiet.

An all diesen Stellen war er ein seeleneifriger, liebenswürdiger Priester und Seelsorger, den die Leute schätzten und liebten. Man verwöhnte ihn damals nicht mit grossen Salären und mit einem schönen Pfarrhaus. Einfachheit war selbstverständlich. Still bescheiden tat er seine Pflicht, streng mit sich selber und fast ängstlich besorgt, dass er nichts falsch mache.

Aus gesundheitlichen Gründen verliess er 1969 Studen und zog ins Altersheim Acherhof in Schwyz. Hier durfte er nun der betende, freundliche alte Priester sein und vielen Alterskollegen und den Schwestern jahrelang die heilige Messe schenken und noch viele priesterliche Dienste tun. Mit den Mitbrüdern kam er gerne zusammen zu den Priesterversammlungen. Die letzten Jahre war er mehr und mehr ein leidender Gottesknecht, aber immer freute er sich sehr an lieben Besuchen aus frühern Seelsorgsbezirken.

Am 22. Juni 1986 gab er sein Leben dem Schöpfer zurück, nachdem er schon seit Jahren alles peinlich genau geordnet hatte, was nach seinem Ableben geschehen soll mit seinen irdischen Sachen.

Beinahe 60 Jahre durfte er im Dienste seines Herrn stehen. Möge er ihm lohnen, und wir wollen danken für sein Leben. *Franz von Holzen*

Neue Bücher

Kompodium der Liturgiewissenschaft

Adolf Adam, Grundriss Liturgie, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1985, 334 Seiten.

Der emeritierte Mainzer Ordinarius für Liturgik bietet hier eine knappe Gesamtdarstellung seiner Wissenschaft. Es dürfte das erste thematisch vollständige Kompodium der Liturgiewissenschaft nach der konziliaren Reform sein. Adolf Adam schreibt seinen komprimierten Grundriss so, dass die Wissenschaft zu ihrem Recht kommt und doch auch das Interesse des Laien durchhalten kann. Das Werk behandelt: Wesen, Bedeutung und Geschichte der Liturgie, liturgische Sprache und Zeichen, Liturgie und Ökumene sowie alle Teile der speziellen Liturgik. Immer behält der Autor auch die Praxis im Auge, motiviert neue Formen und warnt, immer sachlich begründet, vor sich anbahnenden Entwicklungen. Das Werk schliesst mit einem Ausblick in die Zukunft: Aspekte künftiger Liturgie. Adolf Adam plädiert für weitere Straffungen und Vereinfachungen sowie für eine vermehrte Pflege von meditativer Stille. *Leo Ettl*

Prinz Max und die Armenier

Iso Baumer, Prinz Max von Sachsen und Armenien, Donat & Temmen, Bremen 1986.

In den letzten Jahren haben Armenier in verschiedenen Ländern mit friedlichen und anderen Mitteln erneut auf das tragische Schicksal ihres Volkes aufmerksam gemacht. Einer, der sich auf katholischer Seite schon früh aufs entschiedenste für das von der Ausrottung bedrohte Volk einsetzte, war Prinz Max von Sachsen. Dessen Biograph (vgl. Iso Baumer, Prinz Max von Sachsen, Freiburg/Schweiz und Hamburg 1985) zeichnet in dieser Schrift den Weg des Prinzen vom Liturgiewissenschaftler zum Armenienforscher und zum Armenienbekenner auf, dessen unkonventionelle ökumenische Ansichten zum Ruf eines «Narren» beitrugen. Die Schrift zeigt weithin vergessene Seiten der Lebensgeschichte des Königssohnes und Freiburger Professors auf, dessen wahre Bedeutung erst durch die neueren biographischen Arbeiten erschlossen wird. *Walter Heim*

Franz Jachym

Annemarie Fenzl (Herausgeberin), Franz Jachym. Eine Biographie in Wortmeldungen, Verlag Herold, Wien 1985, 576 Seiten.

1950 gab es Schlagzeilen im Zusammenhang mit seiner ungewöhnlichen Ernennung zum Erzbischof-Koadjutor von Wien und der folgenden Zuspitzung eines Seelendramas bis zur Bischofsweihe. Seither war es still um ihn geworden, und der Nachfolger von Theodor Kardinal Innitzer hiess nicht Franz Jachym, sondern Franz König. Dieser stille «Diener zweier Herren», der am 29. November 1984 gestorben ist, erfreute sich bei Volk und Klerus der Erzdiözese Wien grosser Beliebtheit und Hochschätzung. Für diese Menschen war er der getreue und zuverlässige Mann im zweiten Glied, ein Vorbild stiller Loyalität, eine Persönlichkeit von menschlicher Reife und Grösse. Der schon zum ersten Jahrestag seines Heimgangs erschienene Gedenkband ist Zeugnis dieser Hochschätzung übers Grab hinaus. Noch ist es nicht Biographie. Den Hauptteil des Bandes machen Ansprachen des Erzbischof-Koadjutors aus; denn Franz Jachym hatte all seine Ansprachen und Predigten minutiös vorbereitet. Seinen Predigten ist das Prädikat «gediegen» zu erteilen. Für die Biographie am ergiebigsten sind die Erinnerungen der Sekretäre (435–545) und die sehr persönliche Würdigung von Kardinal König (564–567). *Leo Ettl*

Psalmenauslegung

Carlo M. Martini, Mein Herz vertraut Ihm. Geistliche Psalmenauslegung. Aus dem italienischen Original (Che cosa è l'uomo perché te ne curi?, Editrice Elle Di Ci, Leumann, Torino 1983) übersetzt von Radbert Kohlhaas OSB, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1985, 96 Seiten.

Das Bändchen gibt eine Vortragsreihe wieder, die der Mailänder Erzbischof in seinem Dom gehalten hat. Damit setzt er selber exemplarisch in die Tat um, was er in einem Hirtenbrief (Im Anfang das Wort) gefordert hatte: «Bibelstunden einzurichten, die vor allem lehren sollen, wie man die Bibel liest!» Man könnte hinzufügen: «wie man im Geiste der Bibel betet». Die Psalmen 1, 6, 8, 28, 72 und 150 werden so gedeutet, dass der betende Mensch seine eigene Existenz mit ihnen verbinden kann und sie so schliesslich als ein persönliches Gebet zu sprechen vermag. Gerade hier, wo

sein Zielpublikum theologische Laien sind, zeigt der Fachexeget Martini, wie man Theologie allgemein verständlich und «gemeinnützlich» verkünden kann. *Leo Ettl*

Zum Bild auf der Frontseite

Die Kollegiums- und Klosterkirche St. Martin der Benediktiner in Sarnen (OW) wurde 1964–1965 gebaut; Architekten waren Naef + Studer + Studer; Altar und Ambo schuf Mandy Volz, weitere plastische Arbeiten Alfred Gruber.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Alfred Bülle, Offizial, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn

Alberto Bondolfi, Institut für Sozialethik der Universität, Kirchgasse 9, 8001 Zürich

Dr. P. Leo Ettl OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

Dr. Hans Halter, Professor, Alte Schanfiggerstrasse 7/9, 7000 Chur

Dr. Walter Heim SMB, Missionshaus, 6405 Immensee

Franz von Holzen, Pfarrer und Dekan, Herren-gasse 22, 6430 Schwyz

Folco Galli, lic. phil., Redaktor, Sulgenrain 6, 3007 Bern

Dr. Josef Lischer, Leiter der Abteilung Flüchtlingshilfe der Caritas Schweiz, Löwenstrasse 3, 6002 Luzern

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge. Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor

Rolf Weibel, Dr. theol.
Frankenstrasse 7–9, Postfach 4141
6002 Luzern, Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren

Kurt Koch, Dr. theol. des., Lehrbeauftragter
St.-Leodegar-Strasse 4, 6006 Luzern
Telefon 041 - 51 47 55

Franz Stampfli, Dohherr
Bachtelstrasse 47, 8810 Horgen
Telefon 01 - 725 25 35

Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer
9303 Wittenbach, Telefon 071 - 38 30 20

Verlag, Administration, Inserate

Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-16201-4

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 80.–;
Ausland Fr. 80.– plus Versandgebühren
(Land/See- oder Luftpost).
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 53.–.
Einzelnummer: Fr. 2.– plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

Küry, Hans, **Der wissende Tod.** Von der verborgenen Botschaft der Natur. 92 Seiten, kart., Fr. 17.80. Zwiesprache eines einsamen Menschen mit den Bergen, den Sternen, den Tieren, den Pflanzen, kurz, mit seinen Brüdern auf dieser Erde, über den Sinn des Todes: So könnte man dieses Buch auch nennen. Alle Geschöpfe neigen sich demütig vor dem Gesetz des Sterbens; in der letzten Stunde ziehen sie sich in die Verborgenheit zurück, wie zu einem Schläfe. Nur der Mensch möchte wissen, woher er kommt und wohin er geht. Und siehe da: Das gewaltige Buch der Natur beginnt zu sprechen und dem rätselhaften Menschen in grossen Bildern und Gleichnissen Antwort zu geben auf seine bange Fragen.

Ansata Verlag

Zu beziehen durch: Raeber Bücher AG, Frankenstrasse 9, 6002 Luzern, Telefon 041 - 23 53 63

Verkaufe spätgotischen

Auferstehungsheiland

70 cm, 16. Jahrhundert, farbig gefasst. 2 **Leuchterengel**, norditalienisch, 90 cm, 17. Jahrhundert. 1 **Nonne**, 50 cm, und 1 **Maria Immaculata**, 35 cm, Kolonialbarock, 18. Jahrhundert.

A. Spichtig, Alte Landstrasse 370, 8708 Männedorf, Telefon P 01 - 920 53 54, G 01 - 55 46 14

Die röm.-kath. Kirchgemeinden **Büren, Dornach, Gempen, Hochwald, St. Pantaleon-Nuglar** und **Seewen** (Kanton Solothurn, Nähe Basel) suchen eine(n)

vollamtliche(n) Katechetin(-en)

Tätigkeitsbereiche:

- Religionsunterricht auf Oberstufe
- Aufbau und Betreuung einer regionalen Jugendseelsorge

Stellenantritt: sofort oder nach Vereinbarung.

Interessenten mögen sich bitte schriftlich mit den üblichen Unterlagen melden bei:

Dr. Hans Voegtli, Präsident röm.-kath. Kirchgemeinde, Gempending 44, 4143 Dornach, Telefon G 061 - 23 75 44, P 061 - 72 89 71

Johannes Bours

Der Mensch wird des Weges geführt, den er wählt

Geistliches Lesebuch. 288 Seiten, Fr. 36.60, Herder Verlag 1986.

Das Einladende des Buches wird noch verstärkt durch eine Atmosphäre der Unmittelbarkeit, durch eine stille Intensität, durch ein ungewöhnliches Gespür für die Kraft und die Schönheit der Sprache.

Zu beziehen bei: Raeber Bücher AG, Frankenstrasse 9, 6002 Luzern, Telefon 041 - 23 53 63



**Alle
KERZEN
liefert**

**Herzog AG Kerzenfabrik
6210 Sursee 045-21 10 38**

Walbert Bühlmann

Von der Kirche träumen

Ein Stück Apostelgeschichte im 20. Jahrhundert. 270 Seiten, Fr. 27.50. Styria Verlag 1986.

Zu beziehen bei Raeber Bücher AG, Frankenstrasse 9, 6002 Luzern, Telefon 041 - 23 53 63

Haben Sie alte **Kelche, Monstranzen, Messgewänder** usw.? Wir sorgen dafür, dass diese an unsere Glaubensbrüder in den Ostblockländern weitergeleitet werden.



Liebeswerk Kirche in Not

Ostpriesterhilfe Schweiz, Hofstrasse 1, 6004 Luzern, Telefon 041 - 51 46 70

Katholische Kirchgemeinde Sulgen (TG)

Mit uns . . .

- . . . **den Weg gehen**
- . . . **da sein**
- . . . **mittragen**
- . . . **durchhalten**
- . . . **suchen**
- . . . **versuchen, Gottes Liebe in dieser Welt spürbar zu machen**

Unser bisheriger Katechet verlässt uns auf Ende September 1987 zwecks Weiterbildung. Deshalb wird bei uns eine Stelle frei als

Katechetin/Katechet

Ihr Einsatzbereich könnte sein:

- Einsatz im Religionsunterricht (alle Stufen)
- Begleitung von Jugendvereinen
- Gestaltung von Schüler- und Familiengottesdiensten
- Mitarbeit im Pfarreirat
- Animation von Pfarreimitgliedern für die ehrenamtliche Mitarbeit

Wir erwarten von Ihnen:

- Freude am Kontakt mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen
- die Fähigkeit zur Zusammenarbeit mit andern Gruppen innerhalb der Pfarrei
- Phantasie und Einsatzfreude
- eine entsprechende Ausbildung

So freuen wir uns auf Ihre Bewerbung!

Diese richten Sie bitte an Michael Arndt, Sonnhaldenstrasse 2b, 8583 Sulgen.

Pfarrer A. Studer, Telefon 072 - 42 12 97, sowie der jetzige Stelleninhaber Thomas Merz, Telefon 072 - 42 32 34, geben Ihnen gerne weitere Auskunft

ARS ET AURUM
Kirchengoldschmiede

Der Spezialist für

- **Restaurationen**
- **Neuanfertigungen**
- **Feuervergoldungen**

M. Ludolini + B. Ferigutti, Zürcherstr. 35, 9500 Wil, Tel. 073/22 37 88

ARS ET AURUM
Kirchengoldschmiede

Neue Steffens-Mikrofonanlage jetzt auch in der Stadtkirche zu Rapperswil. Wir bieten Ihnen kostenlos und unverbindlich unsere Mikrofonanlage zur Probe.

Wir kooperieren mit der bekannten Firma Steffens auf dem Spezialgebiet der Kirchenbeschallung und haben die Generalvertretung für die Schweiz übernommen.

Seit über **25 Jahren** entwickelt und fertigt dieses Unternehmen spezielle Mikrofonanlagen für Kirchen auf internationaler Ebene.

Über Steffens-Mikrofonanlagen hören Sie in mehr als **5000 Kirchen**, darunter im Dom zu Köln oder in der St.-Anna-Basilika in Jerusalem.

Auch arbeiten in
Ardez/Ftan, Brütten, Chur, Davos-Platz, Dübendorf, Engelburg, Genf, Imensee, Meisterschwanden, Morges, Moudon, Muttenz, Nesslau, Ramsen, Rapperswil, Ried-Brig, Rümlang, Schaan, Vissoie, Volketswil, Wasen, Oberwetikon, Wil, Winterthur und Zürich unsere Anlagen zur vollsten Zufriedenheit der Pfarrgemeinden.

Mit den neuesten Entwicklungen möchten wir eine besondere Leistung demonstrieren.

 **Steffens**
Elektro-
Akustik

Damit wir Sie früh einplanen können schicken Sie uns bitte den Coupon, oder rufen Sie einfach an. **Tel. 042-221251**

Coupon:

Wir machen von Ihrem kostenlosen, unverbindlichen Probeangebot Gebrauch und erbitten Ihre Terminvorschläge.

Wir sind an einer Verbesserung unserer bestehenden Anlage interessiert.

Wir planen den Neubau einer Mikrofonanlage.

Bitte schicken Sie uns Ihre Unterlagen.

Name/Stempel: _____

Strasse: _____

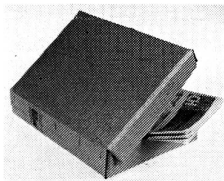
Ort: _____

Telefon: _____

Bitte ausschneiden und einsenden an:

**Telecode AG, Industriestrasse 1
6300 Zug, Telefon 042/221251**

N/6/87



Archivierung der SKZ

Für die Aufbewahrung der laufenden Nummern der **Schweizerischen Kirchenzeitung** sowie für die vollständigen Jahrgänge offerieren wir Ihnen die praktischen, verbesserten Ablegeschachteln mit Jahresetikette.
Stückpreis Fr. 4.90 (plus Porto).
Gültig ab 1. Juni 1985.

Raeber AG Postfach 4141 · 6002 Luzern

Papst Johannes Paul II.: Enzyklika

Die Mutter des Erlösers

Mit einem Kommentar von Prof. Dr. Leo Scheffczyk
Auflage: 10000, Format A5, 79 Seiten, Fr. 4.80

Die Enzyklika «Redemptoris mater» trägt die ganz persönliche Handschrift des Heiligen Vaters, der sich durch Wappen und Wahlspruch («Totus tuus») als marianischer Papst ausgewiesen hat. Johannes Paul II. erklärt uns darin «die Bedeutung Mariens im Geheimnis Christi und ihre aktive und beispielhafte Gegenwart im Leben der Kirche». Ausführlich kommt der Papst auf die innige Marienfrömmigkeit der Orthodoxen zu sprechen und bekennt, dass er von Jugend an gelernt habe, mit zwei Lungen zu atmen, mit der Ostens und des Westens. Der Papst kommt auf die Stellung der Frau in der Kirche zu sprechen; im Blick auf Maria könne die Frau sehen, «wie sie ihr Frausein würdig leben und ihre wahre Entfaltung bewirken kann». Maria hat die Funktion einer Mittlerin, doch ist ihre Vermittlung, wie der Papst betont, der «einzigen Mittlerschaft» Christi untergeordnet. Der Papst kommt auch auf die Marienwallfahrtsorte zu sprechen und erklärt, diese seien so etwas wie eine «Geographie des Glaubens und der marianischen Frömmigkeit». Die Gegenwart Marias im Leben der Kirche finde auf diese Weise vielfältigen Ausdruck und Anerkennung. Die Grundidee zu dieser Enzyklika: «Am Ende des 2. Jahrtausends nach Christus wünscht die Kirche mit brennendem Herzen nur dies eine: dieselbe Kirche zu sein, wie sie vom Heiligen Geist geboren wurde, als die Apostel im Abendmahlssaal von Jerusalem zusammen mit Maria einmütig im Gebet verharrten. Von Anfang an gehörte ja zu ihrer Gemeinschaft auch die «ohne Erbschuld Empfangene».» Mit einem brillanten Kommentar von Leo Scheffczyk.

CHRISTIANA-VERLAG

8260 Stein am Rhein, Telefon 054/414131 ☉

7989

Herr
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi

7000 Chur

25/18. 6. 87

 **LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN**
☎ 055 53 23 81



**radio
vatican**

tgl. 7.30 Uhr Lateinische Messe
16.00 Uhr Nachrichten (deutsch)
20.40 Uhr Lateinischer Rosenkranz

Enomiya-Lassalle, Hugo M.

Leben im neuen Bewusstsein

Ausgewählte Texte zu Fragen der Zeit. Hrsg. und erläutert von Roland Ropers. 139 Seiten, Fr. 18.50. Kösel Verlag 1986.

Zu beziehen bei Raeber Bücher AG, Frankenstr. 9, 6002 Luzern, Telefon 041 - 23 53 63

A.Z. 6002 LUZERN